welt bewegt

DEZ. 2018 – FEB. 2019 C 51 78

Mission

Wie sieht sie heute aus?

ZENTRUM FÜR
MISSION UND ÖKUMENE
Nordkirche weltweit

Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzeptes

Mission ist die gewaltlose und ressentimentlose Werbung für die Schönheit eines Lebenskonzepts. Ich werbe für den Glauben, indem ich ihn lebe und indem ich ihn erkläre. Eine andere Werbung gibt es nicht. Wenn ich etwas liebe, wenn ich an etwas glaube, dann liegt es im Wesen dieser Liebe und dieses Glaubens, dass ich sie öffentlich zeige.

Mission heißt nicht, darauf aus sein, dass alle anderen unseren Glaubensweg gehen. Es gibt andere Wege des Geistes und andere Dialekte der Hoffnung als unsere eigenen. Wir Christen haben es nötig, dass wir öffentlich werden; dass dieses Christentum nicht in seinem Winkel bleibt, weil wir uns nur wirklich aneignen, was wir öffentlich machen und zeigen. Die alte Gefahr des Christentums war die Arroganz der Einzigartigkeit: Ohne uns gibt es kein Heil und keine Rettung. Die neue Gefahr der Kirche könnte die Undeutlichkeit sein, die Selbstverbergung, der Unwillen, sich zu zeigen. Ich wünsche uns den Stolz auf unsere eigenen Schätze und Traditionen. Ich wünsche uns die Gewissheit des Glaubens. Und ich wünsche uns, dass wir charmant finden, woran wir glauben. Vielleicht brauchen gerade junge Menschen in unserem Land nichts dringender als dies: Dass sich Menschen und Institutionen ihnen zeigen; dass ihr Gesicht und ihre Lebenskontur erkennbar werden. Lehren heißt, zeigen, was man liebt. Missionieren heißt, zeigen, was man liebt und woran man glaubt.

Eine andere Absichtserklärung von Mission heißt: Horizonte öffnen! Wer keine Heimat hat, verzweifelt. Wer nicht mehr als seine Heimat hat, verblödet. Wer nur sich selber kennt, verdummt. Darum die Läden aufgestoßen, die Fenster geöffnet zu anderen Welten! Horizonte öffnen heißt nicht nur andere Lebensauffassungen und Glaubenswege wahrnehmen und kennen lernen. Es heißt auch andere nicht im Stich lassen. Toleranz heißt lassen und nicht im Stich lassen. Mission ist die Stelle, wo die Fenster aufgestoßen und Horizonte der Kirche geöffnet werden. Nur eine Kirche, die nicht in den eigenen Horizonten gefangen ist, ist schön!

Fulbert Steffensky

Fotos: C. Plautz (1), C. Wenn (3), C. Hunzinger (1), E. v. d. Heyde (1), ZMÖ-Bildarchiv (1), adpic (2), H. Gafga (1), V. Schauer (1), A. Hillert/WCC (1), D. Z. Lupi/REUTERS (1)

Aus dem Inhalt

Mission – Eine Lerngeschichte

4 Das Missionsverständnis ändert sich, so *Dr. Klaus Schäfer*. Wichtig ist heute zunehmend soziales Engagement.

Wir sind heute vor allem Berater

21 Die Aufgabe der Mission hat sich gewandelt. Ökumene-Mitarbeiter *Uwe Nissen* erklärt, warum das gut ist.

Besondere christliche Literatur

8 An wen richten sich die vielen Missionserklärungen und was bewirken sie?, fragt *Dr. Michael Biehl*

Nicht nur Seelen retten

22 Um „verändernde Nachfolge“ ging es auf der Weltmissionskonferenz in Arusha/Tansania, die *Anne Freudenberg* besucht hat.

Reise und Ziel zugleich

10 Mission geschieht beim Gehen, Hören, Lernen und Sein, ist die Erkenntnis des indischen Arztes *Dr. John Oommen*.

Von Hoffnung und Hindernissen

24 *Dr. Mutale Mulenga-Kaunda* fordert die Weltmissionskonferenz auf, den Ruf der Afrikanerinnen ernst zu nehmen.

Verhältnis von Dialog und Mission

12 Der Dialog zwischen den Religionen gehört zur christlichen Identität, erklärt *Dr. Detlef Görrig*

Mission?!

26 Welche Rolle spielt Mission in einem laizistischen Land wie Frankreich? fragt *Axel Matyba,* Pastor in Paris, in seinem Zwischenruf.

Verschiedenheit würdigen

15 In der säkularen Gesellschaft müssen auch Kirchen um Aufmerksamkeit werben, so *Dr. Sönke Lorberg-Fehring.*

Innere Mission hat für Russland Priorität

28 Wie wichtig ein Dialog zwischen Kirchen ist, schildern die Erzpriester *Vladimir Fedorov* und *Vladimir Khulap*.

„Ich habe andere Perspektiven“

18 *Joy Devakani Hoppe* ist die erste indische Vikarin in der Nordkirche und schildert ihre Erfahrungen.

Haus mit Missionsgeschichte(n)

30 *Christiane Wenn* erinnert an die Geschichte der heutigen Geschäftsstelle des *Zentrums für Mission und Ökumene.*

Editorial

Liebe Leserin, lieber Leser,

welche Bilder und Wörter kommen uns heute in den Sinn, wenn wir an Mission denken? Mission hat eine lange Geschichte hinter sich. Sie ist längst nicht mehr die Pioniermission, die die Klischees von Mission bis heute prägt. Missionare sind vielerorts zu Beraterinnen und Beratern geworden. „Und das ist auch gut so“, meint zum Beispiel Pastor Uwe Nissen, der heute in Tansania an der Bibelschule Mwika unterrichtet. Auf der diesjährigen Weltmissionskonferenz in Arusha in Tansania, ging es darum, dass Mission auch von den Menschen geprägt und gestaltet werden muss, die „ von den Rändern“ („from the margins“) herkommen, am Rand der Gesellschaft leben. Ihre Erfahrungen und Perspektiven sind zentral für die Mission der Zukunft. So schildert die Theologin Dr. Mutale Mulenga-Kaunda in ihrem Eröffnungsvortrag auf der Konferenz eindrucksvoll ihren Weg. Nach dem Tod ihrer Mutter musste sie als 17-Jährige ihre Geschwister allein durchbringen. An ein Studium war nicht zu denken. Heute fordert sie Kirchen dazu auf, den Ruf von jungen afrikanischen Frauen nach Gerechtigkeit ernst zu nehmen. Auch Joy Devakani Hoppe, erste indische Vikarin in der Nordkirche, bringt eine andere Perspektive mit, nicht zuletzt aufgrund ihrer Erfahrungen als Dalit und Frau in einer vom Kastensystem geprägten Gesellschaft.

Mission hat heute viele Gesichter, so wie die Menschen, die sich in ihrem Namen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Mission findet aber auch im gewöhnlichen Alltag statt. Das ist die Erfahrung des indischen Arztes Dr. John Oommen: „Mission geschieht beim Gehen, Hören, Lernen, Sein und Tun. Sie ist Reise und Ziel zugleich.“

Gesegnete Weihnachtstage und ein gutes neues Jahr wünscht

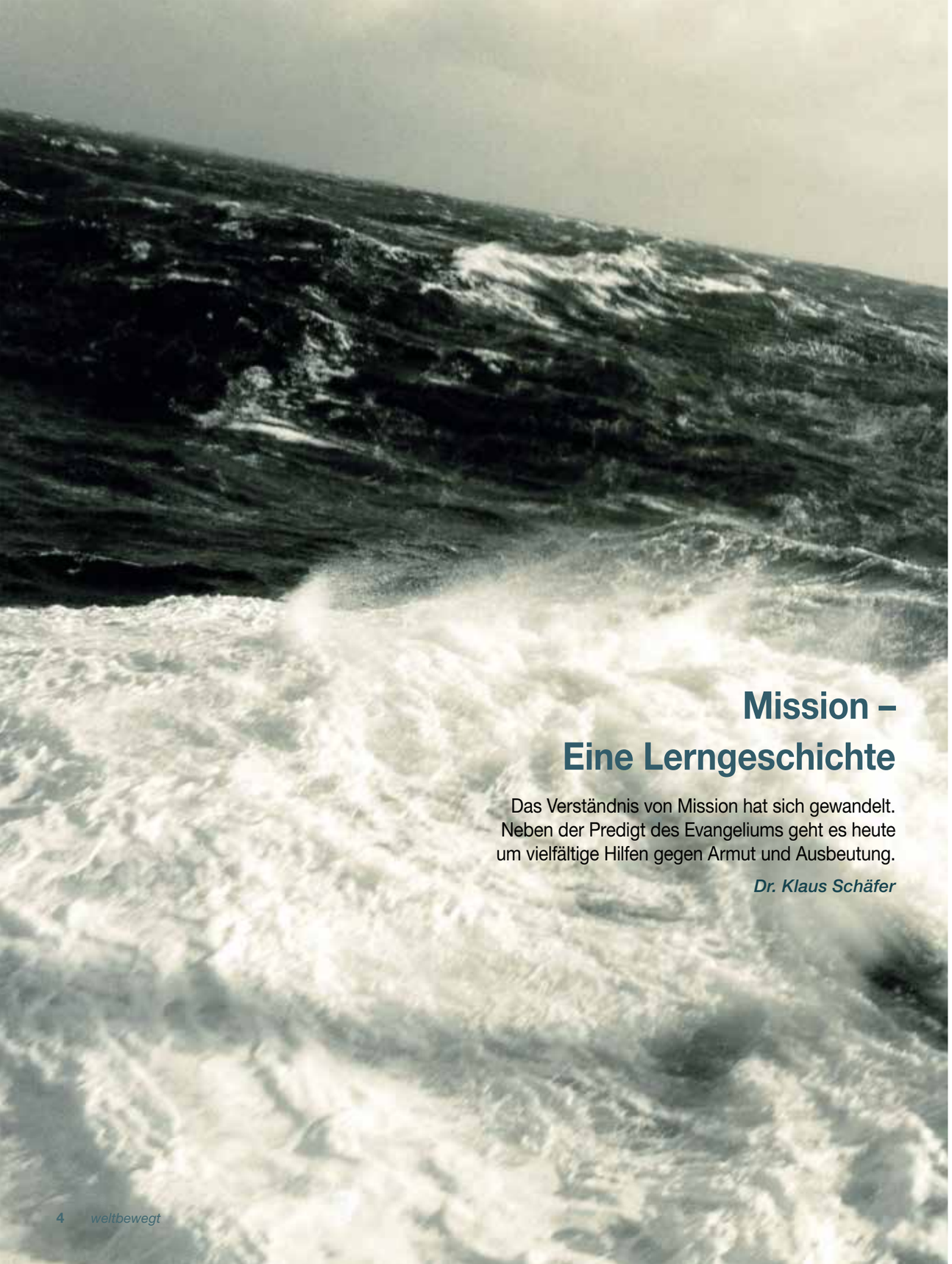
Ihre

Ulrike Plautz

weltbewegt-Post-Anschrift: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Postfach 52 03 54, 22593 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax -210, E-Mail: info@nordkirche-weltweit.de

IMPRESSUM: weltbewegt (breklumer sonntagsblatt fürs Haus) erscheint viermal jährlich. HERAUSGEBER UND VERLEGER: Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit, Breklum und Hamburg. Das Zentrum für Mission und Ökumene ist ein Werk der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland. DIREKTOR: Pastor Dr. Klaus Schäfer (V.i.S.d.P.), REDAKTION: Ulrike Plautz, GESTALTUNG: Christiane Wenn, KONZEPT: Andreas Salomon-Prym, SCHLUSSKORREKTUR: Hedwig Gafga, ADRESSE: Agathe-Lasch-Weg 16, 22605 Hamburg, Telefon 040 88181-0, Fax: 040 88181-210, www.nordkirche-weltweit.de.

DRUCK, VERTRIEB UND VERARBEITUNG: Druckzentrum Neumünster, JAHRESBEITRAG: 15,– Euro, SPENDENKONTO: IBAN DE77 5206 0410 0000 1113 33 EVANGELISCHE BANK, BIC GENODEF1EK1. Mit Namen gekennzeichnete Artikel geben die Meinung des Autors/der Autorin und nicht unbedingt die Ansicht des herausgebenden Werkes wieder. Die Redaktion behält sich vor, Manuskripte redaktionell zu bearbeiten und gegebenenfalls zu kürzen. Gendergerechte Sprache wenden wir in dieser Publikation an, indem wir u. a. abwechselnd die männliche und weibliche Form benutzen. Gedruckt auf TCF – total chlorfrei gebleichtem Papier.



Mission – Eine Lerngeschichte

Das Verständnis von Mission hat sich gewandelt. Neben der Predigt des Evangeliums geht es heute um vielfältige Hilfen gegen Armut und Ausbeutung.

Dr. Klaus Schäfer

Überfahrt nach China, um 1930.

Manchmal kommen Missionare und Missionarinnen sogar in Romanen vor. Ein Beispiel ist jüngst der von Stefan Thome publizierte Roman „Gott der Barbaren“, der es mit seiner Darstellung der – teilweise christlich inspirierten – Taiping-Rebellion im China des 19. Jahrhundert immerhin auf die Shortlist für den deutschen Buchpreis 2018 geschafft hat. Durchaus zu Recht, wie ich finde.

In der Regel ist die Zeichnung der Missionarsfiguren in solchen Romanen kritisch. Auch bei Thome ist dies so, wenn da etwa berichtet wird, dass die Basler Mission zwei „junge Männer aus dem Badischen, fromm und eifrig“ in das große Land schickt und dann festgestellt wird: „Über China wussten sie nur, dass es ein Hort des Heidentums war, und nichts als ihre mangelnde Sprachkenntnis hielt sie davon ab, am Tag der Ankunft die erste Straßenpredigt zu halten“. Die Missionare sind, unfreiwillig und widerwillig, in Strategien westlicher Kolonialmächte verwickelt, was ihr Engagement immer wieder zu diskreditieren droht. „Missionare bestimmen nun mal nicht die Politik… Wir versuchen, das Beste aus der Situation zu machen, und zwar nicht für uns…“ Zweifel kommen ihnen aber doch auch immer wieder, ob ihre Arbeit wirklich sinnvoll ist: „Die Chinesen glauben an Gott wie an einen ihrer vielen Haus- und Herdgeister, die man durch Gebete gnädig stimmten musste, und es war schwer zu sagen, ob sie nicht in Wahrheit uns gnädig stimmen wollten. Oft genug lief das, was wir Bekehrung nannten, auf ein gegenseitiges Täuschungsmanöver hinaus: Sie wussten, was sie tun mussten, damit wir so taten, als wären sie unsere Brüder und Schwestern…“

Angesichts solcher Beschreibungen und der in der allgemeinen Öffentlichkeit weiterhin stark verbreiteten Annahme, dass Mission und Kolonialismus eng verquickt sind, sind dann einige Tatsachen doch außerordentlich erstaunlich. Dazu gehört etwa die Wahrnehmung, dass das Christentum gerade durch einheimische Konversionen erst so richtig nach dem Ende der Kolonialherrschaft massenhaft gewachsen ist, entgegen den Erwartungen, die dem Christentum als Implantat des kolonialistischen Westens keine Zukunft in der fremden Umwelt zugetraut haben. Statistiken sind mit Vorsicht zu genießen, doch ist die Aussage, dass der christliche Anteil an der afrikanischen Bevölkerung von 1965 bis 2001 von 25 auf 46 Prozent gestiegen ist, gut begründet. Und dass das Christentum heute in China rasant wächst, wo ausländische Missionare verboten sind, dürfte sich inzwischen herumgesprochen haben. Eine eurozentrische Perspektive verstellt leicht den Blick dafür, dass das Christentum längst eine massive Schwerpunktverlagerung in den globalen Süden erfahren hat.

Zur Mission gehört das Eintreten für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung

Bemerkenswert ist zudem, dass Fragen nach der missionarischen Ausrichtung des Glaubens die Christenheit weltweit weiterhin stark bewegen. Die große Weltmissionskonferenz, an der im März dieses Jahres im tansanischen Arusha beinahe 1 000 Teilnehmer und Teilnehmerinnen aus aller Welt teilgenommen hatten, ist nur ein Beispiel für dieses Interesse. Auch in der Nordkirche ist die Frage nach der missionarischen Ausstrahlung unserer Kirche in unserem Umfeld auf Synoden angesprochen worden und mit dem Arbeitsheft „Das muss ich Dir erzählen… und andere Anstöße zum Thema `Mission´“ auch in unsere Gemeinden transportiert worden. Auffallend und für manche überraschend ist dann aber auch wieder die Vielfalt der Themen, die gerade in Arusha und in den Kirchen des globalen Südens unter dem Stichwort „Mission“ diskutiert wird. Dazu gehört selbstverständlich die Aufgabe, in Wort und Tat Zeugnis von der befreienden Botschaft des Evangeliums für Menschen in der Nähe und in der Ferne zu geben. Es mag manchen verwundern, der Mission bisher ausschließlich als Weitergabe des Glaubens verstanden hat, dass unter dem Leitwort Mission besonders auch Anliegen wie das soziale und politische Engagement von Christinnen und Christen, der Einsatz für Menschenrechte und ein aktives und geradezu parteiisches Eintreten für eine gerechte Weltwirtschaftsordnung verhandelt werden und dass sie als integraler Bestandteil der missionarischen Agenda von Kirchen angesehen werden. Für Kirchen des Südens ist Mission, anders als oft bei uns, ein Begriff, der das Ganze des kirchlichen Handelns in der Welt, die Rolle und Verantwortung der Kirche in ihren jeweiligen Gesellschaften im Blick hat.

Tatsächlich hat sich das Verständnis von Mission seit den Aufbrüchen der neuzeitlichen Mission im 19. Jahrhundert – in dem auch die Geschichte spielt, die Stefan Thome in seinem Roman erzählt – massiv gewandelt. War die neuzeitliche Missionsbewegung von einem stark geographisch orientierten Verständnis von Mission geprägt, wonach die christlichen Länder der westlichen Hemisphäre das Evangelium zu den nicht-christlichen Ländern tragen sollten, so ist diese Sicht im Laufe des 20. Jahrhunderts zunehmend überholt. Durch zwei Weltkriege wurden das Selbstbewusstsein der so genannten christlichen Länder und die Reputation dieser Länder in der Welt tief erschüttert. Durch eine oft brutale, an Ausbeutung und Profit orientierte Kolonialherrschaft, an der man viele Jahrzehnte trotz einheimischer Un-

Fortsetzung Seite 6

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), C. Wenn (1)

In der Mission war man früher in mehrfacher Hinsicht anders unterwegs als heute. Foto: Vor dem Aufbruch in die umliegenden Orte: China-Missionar Felix Paulsen (Mitte) mit seinen Mitarbeitern um das Jahr 1930.

abhängigkeitsbewegungen festzuhalten suchte, diskreditierte sich die westliche Welt. Die Rhetorik von Freiheit, Gerechtigkeit und Wohlstand für alle erschien oft hohl, vor einem historischen Hintergrund, der geprägt war durch die Zweiteilung der Welt in den West- und Ostblock mit Stellvertreterkriegen in ärmeren Regionen der Welt sowie der zunehmend prekär werdende Situation der damals sogenannten Dritten Welt. Die alte „West-mission", wie man jetzt intern in selbstkritischen Missionskreisen formulierte, kam an ihr Ende.

Aber in den Diskussionen um die „Krise der Mission" – ein Begriff, der in den 1950er Jahren virulent war – wurden Konturen einer Lerngeschichte formuliert, die unser Verständnis von Mission heute prägen. Einige dieser Lernerfahrungen, die für das Nachdenken über missionarische Präsenz in unserem näheren kirchlichen Umfeld wichtig sind, möchte ich nennen.

Mission bezieht sich immer auf die konkrete Lebenssituation

1. Nicht ein Befehl – der sogenannte Missionsbefehl am Ende des Matthäus-Evangeliums – ist die Begründung für die christliche Sendung in die Welt, sondern der Glaube an diesen Gott selbst, der sich uns in Jesus Christus zu erkennen gegeben hat. Gott, der das Heil aller Menschen und seiner gesamten Schöpfung will, ist selbst missionarisch, in dieser Welt präsent und gegenwärtig zur Heilung der Welt. Glaube als Verbindung mit diesem Gott und als Erfahrung seiner Liebe zu den Menschen stellt Menschen hinein in die Bewegung Gottes auf die Welt zu. Glaube will von dieser Erfahrung erzählen, Anteil an ihr geben, gelassen und fröhlich, ohne Drängelei und Ressentiment.

2. Im Aufbruch der christlichen Mission in der Neuzeit machten Missionare schon früh die Erfahrung, dass ein Perspektivwechsel notwendig sei: Nicht von kirchlichen und institutionellen Interessen her sollte und konnte gedacht werden – etwa dem Interesse, möglichst viele Menschen zu taufen – , sondern auf die konkrete Lebenssituation der Menschen sollte eingegangen und darauf eine Antwort gesucht werden. Die Predigt des Evangeliums war selbstverständlich wichtig, bot sie den Menschen doch eine Deutung ihres Lebens und Hoffnung für ein sinnerfülltes Leben an. Daneben traten Bemühungen, die ganz konkreten Lebensumstände der Menschen zu verbessern: Das Bildungsniveau anheben durch die Einrichtung von Schulen – und zwar für Jungen und Mädchen, die berufliche Bildung zu fördern, die Landwirtschaft zu entwickeln, medizinische Versorgung zu gewährleisten, vielfältige Hilfe zu schaffen, um der Armut und der oft auch drückenden Ausbeutung zu entrinnen.

Die Missionsleitungen sahen darin manchmal eine unbillige Ablenkung vom „eigentlichen" Auftrag. Doch es ging immer darum, den ganzen Menschen im Blick zu haben, mit Leib, Seele und Geist. Zwar sprach man in der frühen Zeit noch nicht von Entwicklung, doch war hier ein Menschenbild und auch ein Verständnis von Gottes Heil für die Menschen leitend, das man heute vielleicht als ganzheitlich bezeichnen würde. In Zeiten des Unabhängigkeitsbewegungen und des Aufbaus der jungen Staaten, die auch von Christen mit gestaltetet werden sollten, trat neben die konkrete Hilfe nun eine deutliche politische Orientierung: der Kampf gegen Hunger und Elend in der Welt, die Beteiligung am Aufbau junger Nationen, der Einsatz für die Erhaltung und Bewahrung von Menschenrechten. So wurde das Verständnis von Mission erweitert: Es umfasste auch das Engagement in und für die Gesellschaft, in der Christen sich positiv, einbringen wollten und sollten, orientiert an den Werten des Reiches Gottes.

Aus freien Missionsgesellschaften wurden kirchliche Werke

3. Es konnte wohl nicht anders sein, dass die Missionare und Missionarinnen damals mit den Kirchenordnungen ihrer Heimat in die Fremde zogen und das, was sie kannten, dort implementieren wollten. Nicht selten gingen sie dabei rigoros vor, etwa indem sie zum Beispiel einheimische Musik und Instrumente verboten oder Riten kritisierten. Missionarinnen und Missionaren fiel es auch lange Zeit schwer, die Leitung einer von ihnen gegründeten Kirche in einheimische Hände zu legen. Oft wurde das erst durch äußere Umstände erzwungen. Der von den einheimischen Kirchen oft beklagte Paternalismus – die durchaus rassistische Vorstellung von „the White Man´s Burden" (Rudyard Kipling) – sitzt immer noch tief im Selbstverständnis westlicher Kulturen. Tatsächlich haben Missionare lernen müssen, dass der christliche Glaube und seine Ausdrucksformen – in Musik und Liturgie, in Kirchenstrukturen und Theologie – sich in unterschiedlichen Kulturen je neu und frei artikulieren, und zwar formuliert und verantwortet von den Menschen dieser Kultur selbst. Mission, so wurde hier deutlich, ist nicht einfach Weitergabe von etwas bereits fest geprägtem, sondern in einem je neuen Kontext und in einer je neuen Zeit die Entdeckung der befreienden Botschaft für gerade diesen Kontext. Dass dabei auch manche eigenartigen Blüten und Gewächse entstehen, dass Spannungen zwischen verschiedenen kulturellen Formen des Christentums aufbrechen, kann man übrigens auch aus dem genannten Roman von Stefan Thome lernen.

4. War die sogenannte Äußere Mission früher ein Unternehmen von freien Werken am Rande der so genannten verfassten Kirche, so hatte die Entstehung von eigenständigen Kirchen wiederum Rückwirkungen auf das Selbstverständnis und die Rolle von Kirche bei uns. Das betraf zum einen die Frage nach den Strukturen, in denen missionarisches Engagement seinen Platz hatte: Das Gegenüber oder Nebeneinander von Missionsgesellschaft und Missionsfeld – ja, so formulierte man früher – oder auch sendender und empfangender Kirche – mit einem klaren hierarchischen Gefälle – war veraltet. Weil jetzt gleichberechtigt Kirche und Kirche einander als Partner gegenüberstehen und in einer weltweiten Gemeinschaft – im Ökumenischen Rat der Kirchen (ÖRK) – verbunden sind, wurden aus den freien Missionsgesellschaften kirchliche Werke. Und zugleich begannen die Kirchen in Deutschland sich als Kirchen in Mission zu verstehen. Mission galt nicht als etwas, was man an Gesellschaften delegiert, sondern was Kirche selbst in ihrem Wesen bestimmt, sowohl in der Theorie als auch in der Praxis, und zwar sowohl in weltweiter Perspektive als auch – und dies vornehmlich – in ihrem eigenen Kontext. Mission galt jetzt als Aufgabe jeder Kirche in jedem Teil dieser Welt; Mission war jetzt verstanden als „Mission in sechs Kontinenten", wie es ein Slogan von der Weltmissionskonferenz in Mexiko City 1963 formulierte.

Andere Perspektive: Ein tansanischer Künstler aus der Nyssa-Region hat den Missionar Franz Riesch von der Herrnhuter Brüdergemeine geschnitzt, Holzskulptur um 1930.

5. Und schließlich ist in diesem Zusammenhang noch ein weiterer Aspekt zu nennen. Zwar ist durchaus ein erhebliches Wachstum des Christentums zu verzeichnen, doch ist die „Evangelisierung der Welt in dieser Generation", wie sie der Weltmissionskonferenzen in Edinburgh 1910 vorschwebte, tatsächlich nicht gelungen. Andere Religionen sind geblieben, haben sich – zum Teil auch in und durch die Begegnung mit dem Christentum – erneuert und sich als außerordentlich vital erwiesen. Es gibt unterschiedliche Religionen in der Welt, und nichts spricht für die Annahme, dass sich dies in nächster Zeit ändern wird. Zur Lerngeschichte der Mission gehört, diese Tatsache ohne Ressentiment zu akzeptieren und zugleich daraus die Konsequenz zu ziehen, mit Menschen anderen Glaubens in ein gutes und freundschaftliches, für die Welt insgesamt fruchtbares und friedliches Zusammenleben zu kommen und doch auch zugleich den eigenen Glauben fröhlich in der Welt zu vertreten. Interreligiöser Dialog und christliches Zeugnis gehen, auch wenn es mitunter spannungsvoll erscheint, zusammen. Wie das gehen kann, haben der Ökumenische Rat der Kirchen, der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog und die Weltweite Evangelische Allianz vor einigen Jahren in ihrem Dokument „Christliches Zeugnis in einer multireligiösen Welt" zu formulieren versucht (vgl. dazu www.missionrespekt.de).

Die Lerngeschichte der Mission ist selbstverständlich heute noch nicht zu Ende. Wir selbst sollten sie fortsetzen, durch missionarische Ausstrahlung in unserem eigenen Umfeld und in ökumenischer Gemeinschaft mit christlichen Geschwistern in anderen Teilen der Welt.

Dr. Klaus Schäfer, *Direktor des* Zentrums für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit

Fotos: E. v. d. heyde (1), ZMÖ-Bildarchiv (1), E. Winkler/Völkerkundemuseum Herrnhut. © Staatliche Kunstsammlungen Dresden (1)

Besondere christliche Literatur

Die Zahl von Missionserklärungen steigt. Aber an wen richten sich die Erklärungen, die oft so verfasst sind, dass sie nur von missionstheologischen Fachleuten verstanden werden? Und wer sind die Verfasser, die sich hinter dem allgemeinen Wort „Kirche“ verbergen?

Dr. Michael Biehl

Ein klares und knappes *mission statement* zu haben, ist für jede Organisation ein Qualitätsmerkmal. Eine ganze Branche lebt gut von der Prozessbegleitung, mit deren Hilfe ein solches Statement in partizipatorischer Weise erarbeitet werden soll, um daraus ihre Tätigkeiten und Aufgaben abzuleiten. Dass Kirche ein *mission statement* hat, wird dagegen kritisch beurteilt, weil in ihrem Fall „Mission“ mit bestimmten Formen und Aktivitäten im Umfeld von Kolonialismus und Imperialismus assoziiert wird. Dieses Image von Mission hat sich in jüngerer Zeit verbessert, vor allem weil es gelingt, sie mit dem Wesen und dem Auftrag der Kirche hier und heute zu verknüpfen. Nun könnte man meinen, dass mit einem *mission statement* wie Matthäus 28, dem so genannten Taufbefehl, alles gesagt ist: Machet zu Jüngern alle Völker. Tatsächlich besteht jedoch an Missionserklärungen kein Mangel, selbst wenn man nur in die jüngere Vergangenheit blickt und nur an den Bereich der Mitgliedskirchen des Ökumenischen Rates der Kirchen denkt. Aktuell wäre da an den „Aufruf von Arusha“ zu denken, den die Weltmissionskonferenz im März 2018 veröffentlicht hat, in dem buchstabiert wird, wozu Christen und Christinnen in der Nachfolge aufgerufen sind. Davor war es die umfangreiche Erklärung „Gemeinsam für das Leben“ des ÖRK (2012) und in gewisser Weise das „Christliche Zeugnis in einer multi-religiösen Welt“ (2011). Etwas weiter zurück liegen Dokumente wie „Evangelisch Evangelisieren. Perspektiven für Kirchen in Europa“ der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) (2006) oder die umfangreiche Erklärung des Lutherischen Weltbunds (LWB) von 2005 „Mission im Kontext. Verwandlung, Versöhnung, Bevollmächtigung“. Die EKD hat Erklärungen zur Mission im Umfeld ihrer Synodensitzungen 1999 und 2011 in Leipzig herausgegeben, die Weltgemeinschaft der Reformierten Kirchen hat bei ihrer letzten Generalversammlung in Leipzig (2017) einen Entwurf für eine Missionserklärung beraten, und vor Kurzem hat die Weltweite Brüderunität (Herrnhuter) in Südafrika ein „Mission Unity Statement“ verabschiedet. Im weiteren Umfeld wäre dann an die ausführliche Exhortatio „Evangelium Gaudii“ (2013) von Papst Franziskus zu erinnern.

Dr. Michael Biehl
ist im Evangelischen Missionswerk (EMW) zuständig für die Referate Theologische Ausbildung und Grundsatzfragen.

Konkrete Verfasser sind nur verschwommen erkennbar

Diese Erklärungen wollen darstellen, wie Mission und Evangelisation verstanden werden, auch wie beides zusammengehört. Über das letzte Jahrhundert hinweg lässt sich dabei gut beobachten, wie zunächst Evangelisation der umfassendere Begriff war, während Mission sich meist auf die Tätigkeiten von Missionsgesellschaften bezog. Mit dem Aufkommen der *missio Dei-Theologie* in den 1950er Jahren dreht sich das um: Was bisher vorrangig als eine Tätigkeit beschrieben wurde, wird nun zum Wesensmerkmal von Kirche erklärt. Von nun an meint Evangelisation die Glaubensverkündigung als Teil der viel umfassenderen missionarischen Dimension von Kirche. Die Themen, die in den jüngeren Erklärungen aufgerufen werden, spiegeln in fast atemberaubender Weite diese Veränderung wider: Bei Mission geht es um das Evangelium, die Bibel und den Glauben, aber auch um Diakonie, Zeugnis, Dialog, Heilung, Versöhnung, Bevollmächtigung, Nachfolge, die Einheit der Kirche, Frieden, Ökumene, Gewalt, Ökonomie, Klimagerechtigkeit, die gesellschaftliche Rolle von Kirchen heute, Religionsfreiheit. Weil Mission zum Wesen der Kirche gehört, gibt es kein theologisches Thema, das nicht unter dem Gesichtspunkt Mission der Kirche verhandelt werden könnte. Dafür ist gerade die ÖRK-Erklärung „Gemeinsam für das Leben“ ein Beispiel.

Manche Missionserklärungen beziehen sich dabei auf den eigenen Kontext. Etwa wenn wie in „Evangelisch evangelisieren“ Europa in unterschiedlicher Hinsicht charakterisiert wird – nämlich als säkular, multi-religiös, pluralistisch etc. – oder wie in der LWB-Erklärung auf Kontexte in der Globalisierung eingegangen wird. Andere haben ein Thema, wie die Kundgebung der EKD-Synode von 2011 „Was hindert's, dass ich Christ werde“, in der die Schritte des Hinhörens, Aufbrechens, Weitersagens in den Focus gestellt werden. 2001 hieß es in der EKD-Kundgebung „Das Evangelium unter die Leute bringen“, dass die Evangelisation ein Jubelruf, Weckruf und Alarmruf sei.

Betrachtet man die Missionserklärungen als Kommunikation zwischen den Verfassern und möglichen Adressaten, dann fallen beim Lesen verschiedene Aspekte auf. Alle genannten Erklärungen sind solche einer bestimmten Kirche oder einer Gemeinschaft von Kirchen, sie sind deren *mission statement*. Doch im Sinne der Teilhabe dieser einzelnen Kirchen an Gottes Mission (*missio Dei)* ist in den Texten mit wenigen Ausnahmen allgemein von „der Kirche“, der Gemeinschaft der Jüngerinnen und Jünger oder dem christlichen Zeugnis die Rede. Die konkreten Verfasser werden im Text oft nicht explizit identifiziert und sind nur verschwommen erkennbar. Konfessionelles oder Spezifisches für bestimmte kirchliche Traditionen wird indirekt an den Akzenten ablesbar, die jeweils gesetzt werden: Etwa ob es stärker um die Einladung zum Glauben oder um Gerechtigkeitsfragen geht, eher um Diakonie oder um Liturgie, eher um Kirche oder die einzelnen Jüngerinnen und Jünger.

Konflikte, die zugrunde liegen, werden nicht benannt

Überraschend ist weiterhin, dass auch nicht immer wirklich deutlich wird, wer die Adressaten der Erklärung sind. Sehr eindeutig ist dies bei dem „Christlichen Zeugnis“, weil die Unterzeichner – der ÖRK, die Weltweite Evangelische Allianz und der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog – ihre Mitgliedskirchen auffordern, sich dieses Dokument zu eigen zu machen. Im Sinne von *mission statements* sind die Adressaten der meisten Erklärungen die verfassenden Kirchen selbst und die Texte damit Klärungen des Selbstverständnisses. Das mag eigenartig klingen, doch viele der Dokumente sind so christlich-theologisch verfasst, dass sie außerhalb der missionstheologischen Diskurse kaum verstanden werden, schon gar nicht von kirchenfernen Menschen oder solchen anderen Glaubens. Was wären denn Botschaften der Christlichen Mission, die von anderen gehört werden könnten?

Angesichts dieser Beobachtung ist dann wiederum auffallend, dass in den allermeisten Erklärungen eines fehlt: Sie benennen nicht die unterschiedlichen Überzeugungen oder gar Konflikte, die hinter den Konsensen liegen, die die Erklärungen formulieren. Welche Dissense herrschen in den Kirchen oder Bünden, wenn es um die Botschaft für diese Welt oder das Engagement in dieser Welt geht? Worüber streiten sie untereinander und wie unterschiedlich lesen sie die Bibel, um ihre Mission zu bestimmen? Missionserklärungen sind damit *mission statements* und eine besondere Gattung christlicher Literatur in einem. Sie verdient es, näher betrachtet, aber auch übersetzt zu werden.

Fotos: f. Dutz (1), privat (1), adpic (1)

Mission ist Reise und Ziel zugleich

Mission hieß lange Zeit vor allem: Aufbruch in neue Kulturen. Aber das eigentliche Missionsfeld liegt in uns, meint Dr. John Oommen. Er ist Arzt im Christlichen Krankenhaus in Bissamcuttack im indischen Bundesstaat Odisha.

„Mission geschieht beim Gehen, Hören, Lernen, Sein und Tun“

Was verstehen Sie heute unter Mission?

John Oommen: Mission ist heute in erster Linie keine Sache des Handelns, sondern eine des Seins. Eines Seins, das von Gott geprägt ist. Es geht dabei darum, die Muster zu erkennen, wie Gott in der Welt wirkt: es geht darum, seiner Musik zu lauschen und nach seiner Melodie zu tanzen. Unsere Aufgabe ist es demnach, genau in dem Umfeld, in das Gott uns hinein gestellt hat, möglichst wahrhaftig zu leben. Mission ist kein Konzept und keine Methode. Sie ist vor allem eine Sache der Haltung dem Leben gegenüber. Diese Einstellung hat sich bei mir in den vergangenen Jahren noch verstärkt. Wichtig ist doch, welchen Ausdruck die Prägung durch Gott in unserem Alltag findet und vor allem welche Auswirkungen sie auf unseren Umgang mit anderen Menschen hat. Mehr als früher erkenne ich heute, in welchem Gegensatz sie oft zu den weltlichen Gesetzen steht. Mission ist manchmal so, als wenn wir über das Wasser gehen würden. Jesus hatte die Jünger ja damals aufgerufen, das Boot zu verlassen und sie aufgefordert, so über das Wasser zu gehen, wie er es vorgemacht hat. So ähnlich verhält es sich für mich mit der Mission. Sie entzieht sich aller Logik, jeglichen weltlichen Maßstäben und Werten. Sie schwimmt gegen den Strom. Ihre Regeln sind andere.

Fotos: A. Siegemund (1), C. Wenn (1)

Was heißt das konkret?

Wenn es nach den weltlichen Regeln heißt, der Stärkere soll gewinnen, alles muss sich rechnen und jeder Mensch soll erst einmal sehen, dass er am meisten für sich rausschlägt, dann verfolgt Mission andere Werte. Hier geht es nicht darum, den meisten Profit zu erwirtschaften und andere runterzumachen, damit man selbst besser da steht. Hier geht es darum, Heilsames zu bewirken. Das beginnt mit dem eigenen Blick: Wo immer ich Leid oder Unrecht sehe, ist Gott anwesend. Das ist eine völlig andere Sichtweise als die, die sagt: Was geht mich das an? Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied und soll sehen, wie er oder sie allein zurechtkommt. Der Blick der Mission hingegen ruft zu Mitgefühl auf, dazu, Leid zu teilen. Diese Perspektive zieht keine Trennlinien zwischen Menschen, sondern öffnet uns dafür, dass wir uns alle als Teil einer großen Gemeinschaft begreifen. Diese Haltung wird zu einem anderen Handeln führen – wie auch immer das in der jeweiligen Lebenswirklichkeit konkret aussehen mag.

Was heißt das im Hinblick auf missionarische Aktivitäten?

Es gibt zahlreiche Missionsprojekte, die sich für eine bessere Wasserversorgung oder Technologie einsetzen, damit sich die Infrastruktur und das Leben der Menschen im Alltag verbessert. Das ist wichtig und es ist sehr gut, dass es das gibt. Mission sollte sich allerdings darin nicht erschöpfen. Als Arzt des Krankenhauses in Bissmacuttack und Leiter von Dorfentwicklungsprogrammen habe ich selbst große Freude daran, gemeinsam mit anderen etwas für Menschen zu tun, Projekte aufzubauen und weiterzuentwickeln. Es ist schön, wenn etwas gelingt. Aber daneben gibt es auch die andere Form von Mission. In der Vergangenheit ist Mission meist missverstanden worden als etwas, was man auf der Grundlage des Missionsbefehls in Matthäus 28 alleine durchzieht. Es gab oft aggressive und arrogante Missionare, die sich anderen überlegen fühlten und ihre Machtspiele auf dem Feld der Spiritualität auslebten. Ihre Frage war: Wer gehört dazu und wer nicht? Dabei führten sie sich auf wie die Grenzpolizei des Himmels. Diese schrillen Auswüchse haben nichts mit dem Licht Gottes zu tun und gehören zum Glück meist der Vergangenheit an. Denn das ist nicht der Weg von Jesus, der mit den Menschen mitgefühlt, für sie gesorgt und sie geliebt hat. Dennoch war dies alte Missionsmodell vorherrschend, dieses traditionelle kulturelle „Cross-over“-Modell. Dort hieß es immer: Verlasse deinen Ursprung und Deine Kultur und gehe zu neuen Kulturen, die meist weit entfernt sind. Diese Missionsregionen entwickelten sich manchmal wie Ghettos, in denen alle so aussehen sollten wie Missionare, auch wenn sie andere Hautfarben hatten. Dort wurden die Verschiedenheiten betont und durch physische und mentale Mauern noch gefördert. Es gab ein „Wir“ und „die Anderen“, mit dem Ziel, dass die anderen so werden sollten wie wir. Es schien, als ob in den Räumen die „eigene Reinheit“ konserviert werden sollte. Diese Art von Mission ist eher eine Botschafterin des Kolonialismus. Das Modell, das ich bevorzuge, ist das Inkarnationsmodell. Oft ist Mission mit der Vorstellung verbunden, dass sie außerhalb stattfindet, an anderen Orten als bei uns, etwa in Asien oder Afrika, in Odisha oder Chattisgarh. Doch ich bin überzeugt, dass das eigentliche Missionsfeld in uns liegt.

Wie sieht diese Form der Mission aus?

Bei dem Modell der Inkarnation geht es darum, dass wir selbst die Veränderung sind und selbst die Veränderung leben, die wir uns wünschen. Das müssen wir täglich einüben. Dazu gehört, dass wir uns nicht von anderen Menschen abgrenzen. Im Gegenteil. Wir sind ein Teil der Menschen, denen wir dienen. Darum ist heute meine Frage: Wie können wir es schaffen, von einem Klischee des Christentum wieder zu seinem Kern zu kommen? Wie kann Jesus Christus zum Zentrum unseres Lebens werden, zu einem Leben, in dem Grenzen keine Rolle spielen? Können wir zu einer Kirche werden, die an die Ränder nach außen geht und sich nicht über ihre Mitgliedschaften definiert?

Ich habe auch noch keine Antwort und bin nach wie vor auf der Suche, wie Mission in diesem Sinne im Alltag gelingen kann. Neben aller Theologie und allen Gebeten bleiben die grundlegenden Fragen: Wer sind wir? Warum sind wir so, wie wir sind? Einen Hinweis finden wir in der Person von Jesus Christus, der die Macht der Machtlosen und damit eine Logik verkörpert, die vollkommen irrational ist, die aber die Welt in uns und um uns herum verändern könnte. Mission ist für mich heute wie eine aufregende Entdeckungsreise zu Gott. Sie geschieht beim Gehen, Hören, Lernen, Sein und Tun. Sie ist Reise und Ziel zugleich.

Das Interview führte Ulrike Plautz

Dr. John Oommen *ist stellvertretender Leiter des Krankenhauses Bissamcuttack. Außerdem leitet er die Abteilung für Gesundheitsversorgung in Odisha und engagiert sich in Dorfentwicklungsprogrammen.*

Zum Verhältnis von Dialog und Mission

Der interreligiöse Dialog dient nicht nur der Sicherung des sozialen Friedens in einer multikulturellen Gesellschaft, sondern gehört zur christlichen Identität.

Dr. Detlef Görrig

Foto: C. Wenn (1)

Der Begriff Mission hat im Laufe der Geschichte und in seinen konfessionellen und kontextuellen Ausprägungen sehr unterschiedliche Inhalte transportieren können. Missio meint zunächst „Sendung“. In einem religionswissenschaftlichen Sinne ist damit jede Aktivität einer Religionsgemeinschaft gemeint, die den eigenen Glauben, Vorstellungen und Bräuche anderen mitteilen möchte. In diesem Sinne gelten das Christentum, aber in der Regel auch Islam und Buddhismus als missionarische Religionen.

Demut statt Triumphalismus

Das spezifisch christliche Verständnis des Missionsbegriffes lehnt sich an die Sendung Gottes in die Welt in Jesus Christus an. Insofern meint Mission zunächst kein menschliches, sondern ein göttliches Handeln, das auf die Errettung des Menschen und der Welt zielt. Umstritten ist, wie sich die Gemeinschaft der Glaubenden, jeder Einzelne und dann auch die Kirche beziehungsweise die Kirchen insgesamt zu dieser Sendung Gottes zu verhalten haben. In der neueren Missionswissenschaft wird seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts der Begriff der Missio Dei (Mission Gottes) diskutiert, der die Teilhabe des Menschen und der Kirche an der Sendung des dreieinigen Gottes betont, aber eben nicht die Inbesitznahme dieser Mission durch Menschen oder Kirchen. Das heißt, auch als Teilhaber an der Sendung Gottes in die Welt bleibe ich Empfangender und bin nicht Besitzender.

In diesem Zusammenhang ist auch der Aspekt der Kenosis (Entäußerung, nach Phil 2,7) bedeutsam geworden, der die Nachfolge Jesu in einer Haltung verstanden wissen will, die nicht von Triumphalismus oder Überlegenheitsgefühlen geprägt ist, sondern die Niedrigkeit und Demut gemäß dem Hymnus im Philipperbrief (Phil 2) ernst- und aufnimmt. Ursache für diesen Paradigmenwechsel christlicher Missionstheologie waren nicht zuletzt historische Erfahrungen mit der Rolle und dem Verhalten christlicher Kirchen und Missionsgesellschaften während der europäischen Kolonialzeit. Die bis heute nachwirkende Verstrickung christlicher Missionsaktivitäten mit den militärisch expansiven und kulturell dominanten Haltungen dieser Zeit hat auch den Begriff der Mission in Mitleiden-schaft gezogen, um nicht zu sagen in eine Krise gestürzt. Das oft triumphalistisch missverstandene „Gehet hin in alle Welt“ (Mt 28,20, sog. „Missionsbefehl“) wurde einer Neubewertung unterzogen, die auch Rücksicht auf das Gegenüber und dessen Eigenständigkeit – und damit auf wesentliche Aspekte und Aussagen der Evangelien – nimmt.

Nur langsam bewegt sich der Begriff Mission aus seiner historischen Belastung heraus. Das gelingt nicht zuletzt durch die Aufnahme immer weiterer Bedeutungsaspekte und -facetten. Während manche Christen und Nichtchristen bis heute unter Mission vor allem das Ansinnen verstehen, Menschen anderer oder ohne Religionszugehörigkeit zum Christentum zu „bekehren“, was in der Praxis mitunter erhebliche soziale Spannungen und Verwerfungen auslöst, reicht die Bandbreite der Definition von dieser Engführung auf der einen Seite bis hin zu jenem umfassenden Verständnis, wonach jede Aktivität aus Glauben als Mission bezeichnet werden kann. In diesem letzteren Sinne wird dann auch der Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung als christliche Mission gesehen. Damit entwickelt sich der Begriff Mission mehr und mehr zu einem Terminus, unter dessen Dach Vieles Platz findet. Er bildet gewissermaßen die Klammer für christliches Handeln in der Welt insgesamt – wenn auch auf Kosten seiner Präzision und Klarheit. Ein ähnlich weites Bedeutungsspektrum deckt auch der oft synonym verwendete Begriff der Evangelisation ab, der ebenfalls von der individuellen Bekehrung des Einzelnen bis hin zur christlichen Weltverantwortung der Kirche insgesamt reicht. In der konkreten Begegnung mit Menschen anderen Glaubens wird es deshalb darum gehen, sich über die jeweilige Motivation dialogisch zu verständigen.

Dialog steht für eine neue Haltung in Begegnungen

Nahezu zeitgleich mit der Krise des Missionsbegriffes hat seit Mitte des 20. Jahrhunderts ein Begriff Auftrieb erfahren, der wesentliche Aspekte des christlichen Weltverhältnisses auszudrücken vermochte und zugleich historisch unbelasteter war: der des Dialogs. Als biblische Grundlage diente dabei nicht selten 1Petr 3,15b: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ Der Mensch tritt mit seinem Nächsten in den Dialog, so wie zuvor Gott mit den Menschen in den Dialog getreten ist. Im Hinblick auf die Begegnung mit Menschen anderer Religionen hat sich daraus in den letzten Jahrzehnten eine Vielzahl von Projekten und kirchlichen Arbeitsfeldern entwickelt. Der Ökumenische Rat der Kirchen hat eine eigene Programmabteilung „Interreligöser Dialog und interreligiöse Zusammenarbeit“ und die Römisch-Katholische Kirche verfügt über einen „Päpstlichen Rat für den Interreligiösen Dialog“. Den Anstoß zu dieser Entwicklung gab nicht zuletzt die historische Aufarbeitung des christlichen Verhältnisses gegenüber dem Judentum, in deren Zuge immer mehr die schuldhaften Verstrickungen christlicher Theologie und Kirche zutage traten. Eine Neubewertung dieses Verhältnisses vor dem Hintergrund der fürchterlichen Ereignisse der Schoah ging einher mit einer neuen Begegnungshaltung, die das Gespräch suchte, Respekt zeigte und bereit war, die theologische Andersartigkeit des anderen als legitim zu akzeptieren. Aus dieser Neuorientierung des christlich-jüdischen Gespräches sind wesentliche Impulse auch für den interreligiösen Dialog insgesamt hervorgegangen.

Fortsetzung Seite 14

Dr. Detlef Görrig, *Oberkirchenrat, Referent für interreligiösen Dialog in der Hauptabteilung Ökumene und Auslandsarbeit des Kirchenamtes der EKD in Hannover. In dieser Funktion ist er in nationale und internationale Dialoginitiativen und Netzwerke eingebunden. Er war von 2006 bis 2013 Beauftragter der Nordkirche für Christlich-Islamischen Dialog.*

In der Folge wurden Regeln, Richtlinien und Empfehlungen herausgegeben, die von dem Ziel bestimmt waren, ein friedliches und respektvolles Miteinander zwischen Menschen unterschiedlicher Religionszugehörigkeiten zu ermöglichen. Zentral wurde dabei die Einsicht, dass die jeweilige Wahrnehmung der Religiosität des anderen einer steten Überprüfung im Dialog bedarf. Nur wenn ich den anderen so wahrzunehmen lerne, dass er sich in meiner Wahrnehmung wiedererkennen kann, und wenn umgekehrt auch ich mich in der Wahrnehmung des anderen wiederfinde, sind wesentliche Weichen für ein gewaltfreies Zusammenleben gestellt. Migration und Mobilität haben in dieser Hinsicht vielerorts die Notwendigkeit zum interreligiösen Dialog erhöht, aber zugleich auch dessen Möglichkeiten erweitert.

Im Nächsten und Fremden kann mir Gott begegnen

Dabei ist Dialog nicht nur eine gewaltpräventive Methode zur Erlangung oder zum Erhalt des sozialen Friedens in religiös pluralen Gesellschaften. Zunehmend steht er auch für die theologisch begründete Haltung, dass mir im Nächsten, Fremden und Andersglaubenden Gott begegnen kann und dass ich deshalb gut daran tue, ihm oder ihr mit Liebe, Offenheit und Neugier entgegenzutreten – verbunden mit der gleichzeitigen Bereitschaft zu lernen und mich auch selbst kritisch befragen zu lassen. Ein solches neuzeitliches Dialogverständnis unterscheidet sich von antiken und mittelalterlichen Vorstellungen, die unter Dialog vor allem ein Streit- oder Belehrungsgespräch verstanden mit dem Ziel, den „Gegner" zu widerlegen, den eigenen Glauben zu verteidigen oder Irrlehren abzuwehren.

Unterschiedliche Einschätzungen gibt es gegenwärtig darüber, welcher Stellenwert im Dialog der Frage nach der „Wahrheit Gottes und der menschlichen Existenz" zukommt beziehungsweise, ob eine gemeinsame Suche nach Wahrheit überhaupt erfolgreich sein kann, wenn das Ziel des interreligiösen Dialogs nicht darin besteht, eine Einheitsreligion zu schaffen. Zunehmend einig ist man sich hingegen, dass der Zweck des Dialogs nicht in der Be-kehrung liege und dass Dialog auch nicht einfach mit Mission oder Evangelisation identisch sei, wie es auch die Erklärung des Ökumenischen Rates der Kirchen (Gemeinsam für das Leben: Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten, Kreta 2012) formuliert.

Auch im Dialog ist das eigene Zeugnis gefragt

Es sieht so aus, dass die beiden Begriffe Mission und Dialog untrennbar zur christlichen Identität gehören. Ihr Verhältnis zueinander ist dabei allerdings nicht abschließend zu klären. Wenn unter Mission das Weltverhältnis der Christen in einem umfassenden Sinne gemeint ist, dann ließe sich der interreligiöse Dialog als eine Teilmenge dieses Verhältnisses im Blick auf Menschen anderer religiöser Zugehörigkeiten verstehen. Wenn allerdings die dialogische Grundstruktur Gottes und seines Verhältnisses zum Menschen als Mitte des Evangeliums angesehen werden, dann ließe sich auch umgekehrt der Missionsbegriff diesem Dialogverständnis unterordnen. Wie immer man hier urteilen mag, festzuhalten ist, dass es zwischen Mission und Dialog Schnittmengen gibt, die vielleicht am ehesten mit dem Begriff des christlichen Zeugnisses zu erfassen sind. Der biblische Begriff des Zeugnisses, von dem sich auch das Wort Märtyrer herleitet, erinnert daran, dass es sich dabei um ein ganzheitliches Geschehen handelt, das in Worten, in Taten, aber auch in der bloßen Präsenz christlicher Existenz in der Welt bestehen kann. Insofern ist das christliche Zeugnis immer auch Teil des interreligiösen Dialogs, der ja von der Voraussetzung lebt, dass der christliche Dialogpartner darin als solcher erkennbar wird. Welche Form dieses Zeugnis im Dialog einnimmt, wird je nach Gesprächsrahmen, Gegenüber und Verlauf unterschiedlich ausfallen dürfen. Hier pauschale Forderungen erheben zu wollen, würde weder der Vielfältigkeit menschlicher Begegnungssituatonen noch der Freiheit göttlicher Geistesgegenwart gerecht. Die Mehrdimensionalität des Begriffes Zeugnis ermöglicht es zudem, ihn nicht einseitig und nur bezogen auf die eigene Glaubenserfahrung zu verstehen, sondern auch im Blick auf die gleichberechtigte Partnerschaft der Andersglaubenden. In diesem Sinne lauten auch die Empfehlungen für einen Verhaltenskodex zum christlichen Zeugnis in einer multireligiösen Welt, auf die sich der Ökumenische Rat der Kirchen, der Päpstliche Rat für den Interreligiösen Dialog und die Weltweite Evangelische Allianz im Januar 2011 in Bangkok verständigt haben. Dort heißt es unter anderem: *„Christen/innen müssen aufrichtig und respektvoll reden; sie müssen zuhören, um den Glauben und die Glaubenspraxis anderer kennen zu lernen und zu verstehen, und sie werden dazu ermutigt, das anzuerkennen und wertzuschätzen, was darin gut und wahr ist. Alle Anmerkungen oder kritischen Anfragen sollten in einem Geist des gegenseitigen Respekts erfolgen. Dabei muss sichergestellt werden, dass kein falsches Zeugnis über andere Religionen abgelegt wird."*

Foto: C. Wenn (1), Illustration: adpic (1)

Die Verschiedenheit von Menschen würdigen

In der postsäkularen Gesellschaft müssen auch die Kirchen für ihre Perspektive werben.

Dr. Sönke Lorberg-Fehring

Die zunehmende Vielfalt fordert uns heraus. Im politischen Bereich sind die Veränderungen am offensichtlichsten. Die Wahlerfolge populistischer Parteien sind Symptome einer Verschiebung des kulturellen, gesellschaftlichen und religiösen Koordinatensystems. Wir haben es gegenwärtig mit einer strukturellen Veränderung ungeahnten Ausmaßes zu tun.

Von den Auswirkungen sind Parteien, Vereine, Religionen und Kirchen gleichermaßen betroffen. Ihr zentraler Ausdruck ist das Ende der Links-Rechts-Aufteilung, die lange Zeit das europäische Selbstverständnis geprägt hat. An ihre Stelle tritt kein neues wirtschaftlich-politisches Paradigma, sondern ein kulturell-identitäres. Die zentrale Zukunftsfrage wird sein, ob sich Gesellschaften und Religionen stärker abgrenzen oder neue Strategien des Miteinanders entwickeln.

Seit dem Fußmarsch verzweifelter Menschen über ungarische Autobahnen Richtung Deutschland und die Öffnung der Grenze hat die Frage des Umgangs mit Pluralität höchste Dringlichkeit. Ehemals gegensätzliche Positionen ordnen sich dabei neu. Die stärksten Ausschläge sind das „Eintreten für eine Willkommenskultur" und der Aufruf zur „Verteidigung des Abendlandes". Angesichts dieser Entgegensetzungen polarisieren sich auch bislang unpolitische Bereiche der Zivilgesellschaft und wirken von dort in die Kirchen hinein.

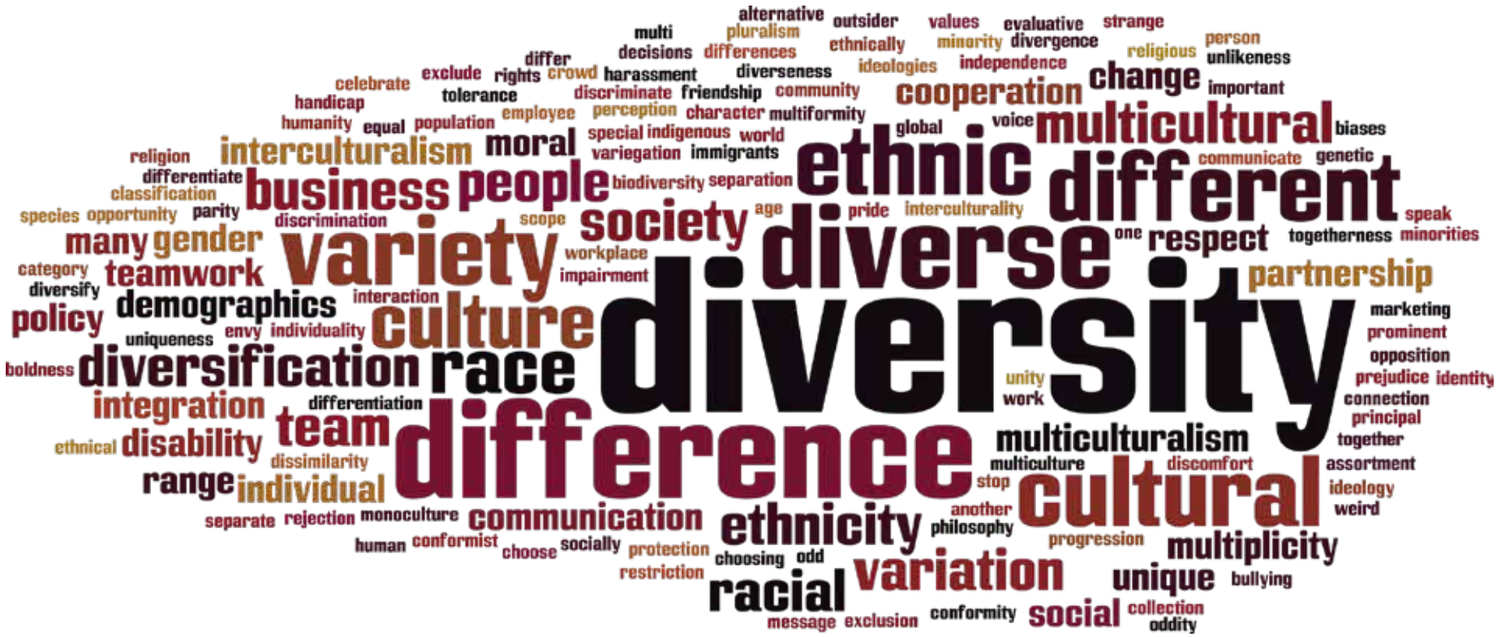
Religion ist heute ein (Sinn-) Angebot unter vielen

Was heißt das für das Verständnis von Mission und Ökumene? Auch hier entstehen neue Konfliktlinien quer zu alten Zuordnungen. Während einige davon ausgehen, dass die Chancen zur Mission nie größer waren als jetzt, hoffen andere auf ökumenische Weggenossenschaften in gemeinsamen Hilfs-, Lern- und Festgemeinschaften. Daran zeigt sich: Es geht auch hier nicht mehr um ehemals zentrale Abgrenzungen wie konservativ und liberal, katholisch, evangelisch oder freikirchlich. Die neuen Konfliktlinien verlaufen quer zu allen kirchlichen Organisationen.

Es ist zweifellos eine Chance, dass die neue Vielfalt die Anzahl möglicher Interessierter für kirchliche Themen potenziert. Allerdings ist diese Chance ambivalent. Sie findet in einem Umfeld statt, in dem Religionsthemen zwar Hochkonjunktur haben – allerdings in einem postsäkularen Umfeld. Weder Kirchen noch gesellschaftliche Einzelgruppen haben Deutungshoheit über Werte und moralische Normen. Entsprechende Fragen werden immer wieder neu ausgehandelt, wobei die Kirchen wie alle anderen um Zustimmung für ihre Argumente werben müssen.

Besonders herausgefordert werden dadurch alle selbstreferentiellen Tendenzen innerhalb von Kirche. Denn die Einrichtung in „religiösen

Fortsetzung Seite 16



Blasen“ und „kirchlichen Komfortzonen“ verhindert die Einsicht, dass Religion an sich nur noch ein (Sinn-) Angebot unter vielen ist. Auch wenn die Kirchen offiziell in der Regel noch davon ausgehen, dass sie den einzig richtigen und wahren Weg bieten, wird diese Haltung schon lange nicht mehr von großen Teilen ihrer Anhängerschaft vertreten. Welche Entscheidungen stehen also an? Eine Möglichkeit wäre, die Herausforderungen schlicht zu verschweigen. Aus der Psychologie wissen wir, dass das vor allem dann nicht funktioniert, wenn diese Themen als besonders drängend empfunden werden. Da wäre zum anderen die Anpassung an den anschwellenden Bocksgesang der Populisten. Doch hier gilt: Menschenfeindlichkeit widerspricht dem Evangelium. Bleibt als dritte Mög-lichkeit eine neue Besinnung auf die missionarische Grundstruktur des christlichen Glaubens.

Eine solches Verständnis umfasst (mindestens) zweierlei: Eine Suchbewegung und eine selbstbewusste Präsentation der gefundenen Schätze. Was sind angesichts der aktuellen Herausforderung die wesentlichen Aussagen des Evangeliums? Und wie können entsprechende Antworten präsentiert werden? Eine Kirche, die auch in Zukunft theologisch und gesellschaftlich eine relevante Größe sein will, sollte den Umgang mit diesen Fragen auf allen Ebenen zu ihrer zentralen Aufgabe machen.

Kirche als Heimatort und Stein des Anstoßes

Der vielleicht wichtigste Aspekt eines solchen Missionsverständnisses ist sein umfassender Charakter. Es geht nicht nur darum, diejenigen besser zu verstehen, die nicht mehr oder noch nicht im Kontakt zur Kirche stehen. Auch diejenigen, die jetzt Kirche bilden, sind aufgefordert, ihren Glauben neu zu hinterfragen. Entscheidend ist dabei ein ausgewogenes Maß zwischen den zwei Polen: Kirchen als Heimatorte und als Stein des Anstoßes. Es braucht Orte, an denen Menschen tragfähige Angebote zur Konstruktion und Pflege der eigenen, als stimmig empfunden (Glaubens-) Identität erhalten und umsetzen können; gleichzeitig sollen sich diese in einer heilsamen Sperrigkeit vorschnellen und einseitigen Antworten verweigern.

Diese Herausforderung trifft die Kirche in einer schwierigen Situation. Genauso wie andere gesellschaftliche Größen verliert auch Kirche durch Individualisierungstendenzen globalisierter Gesellschaften zunehmend an Bindekraft. Diese Entwicklung ist weder neu noch kommt sie über Nacht. Sie ist vielmehr das konsequente Ergebnis der Einsicht, die der Missionstheologe Walter Freytag schon Ende der 1950er Jahre formuliert hat: Früher „hatte die Mission Probleme, heute ist sie selbst zum Problem geworden.“ Wie aber soll mit dieser Situation umgegangen werden?

ÖkuFiT ist Experimentierraum der „Generation Mix“

Eine Antwort ist „ÖkuFiT“, eine Ökumenische Fortbildung in Theologie der Missionsakademie an der Universität Hamburg. Diese auf zwei Semester angelegt Veranstaltung mit zehn Treffen jeweils von Freitag- bis Samstagnachmittag bietet Zeit und Raum, um entsprechende Antworten zu finden und sie in einem geschützten Rahmen auszuprobieren. Geleitet wird sie von Prof. Dr. Werner Kahl und mir.

Fotos: adpic(1), Fotowerker Ganzer & Berg (1)

Als Handwerkszeug werden Grundbegriffe der interkulturellen Theologie vermittelt. Mit ihrer Hilfe widmen sich die Teilnehmenden den Themen: Bibel, Kirchengeschichte, interreligiöser Dialog, Gemeindebilder, Seelsorge, Diakonie, Liturgie und Kirchenmusik. Einen wichtigen Stellenwert hat das gemeinsame Bibelgespräch nach der Methode des Bibelteilens.

Zur Zielgruppe zählen Studierende der Theologie, Pädagogik und Religionswissenschaft und Verantwortliche aus Volks-, Frei- und Migrationskirchen. Entsprechend bunt gemischt ist die Teilnehmerschaft: Die ehrenamtliche Pastorin einer afrikanischen Pfingstkirche trifft auf einen Prädikanten aus Württemberg, das katholische Mitglied eines Kriseninterventionteams kommt mit einer indonesischen Studierenden der Sozialen Arbeit zusammen, ein ev.-luth. Pastor aus dem Hamburger Umland tauscht sich mit einer Studierenden der Akademie der Weltreligionen aus.

„ÖkuFiT“ ist ein Experimentierraum der „Generation Mix“. Ganz bewusst wird hier die Tendenz kirchlicher Einrichtungen und Veranstaltungen überschritten, sich nach ethnischen und religiösen Gruppen getrennt zu treffen – ein Umstand, den schon Martin Luther King als große christliche Tragödie bezeichnet hat. Stattdessen kommen Menschen miteinander ins Gespräch, die im Alltag zwar oft in direkter Nachbarschaft leben, deren Lebens- und Glaubensbezüge aber kaum Berührungspunkte haben. Diese Grenzüberschreitung ist eine wich-tige Erfahrung. Eine Diakonin drückt es so aus: „Die Zusammensetzung der Gruppe von Menschen unterschiedlich geprägter Hintergründe habe ich als große Bereicherung erlebt. Durch ÖkuFiT habe ich von verschiedenen Projekten, Initiativen und Angeboten erfahren und mich mit anderen vernetzen können.“

Die Unterschiedlichkeit der Teilnehmenden ist ein wichtiges Arbeitsinstrument. Sie spiegelt die gesellschaftliche Realität vieler europäischer Ballungsräume wider, in der keine einzelne Ethnie, Gruppe oder Schicht mehr eine eigene Mehrheit stellt. In einer solchen „supervielfältigen“ Gesellschaft kann nicht mehr davon ausgegangen werden, dass eine Gruppe sich möglichst störungsfrei in eine andere integriert. Zudem zeigen Forschungsergebnisse, dass die Identität von Menschen in solchen Kontexten nicht auf Entweder-oder-Prinzipen beruht. Ethnische Selbstbeschreibungen und kulturelle Selbstverortung prägen offenbar viel weniger stark als es in der Integrationsdebatte immer wieder behauptet wird. Schließlich zeigen europäische Bildungsvergleiche, dass Bildung der zentrale „Türöffner“ in moderne Gesellschaften ist.

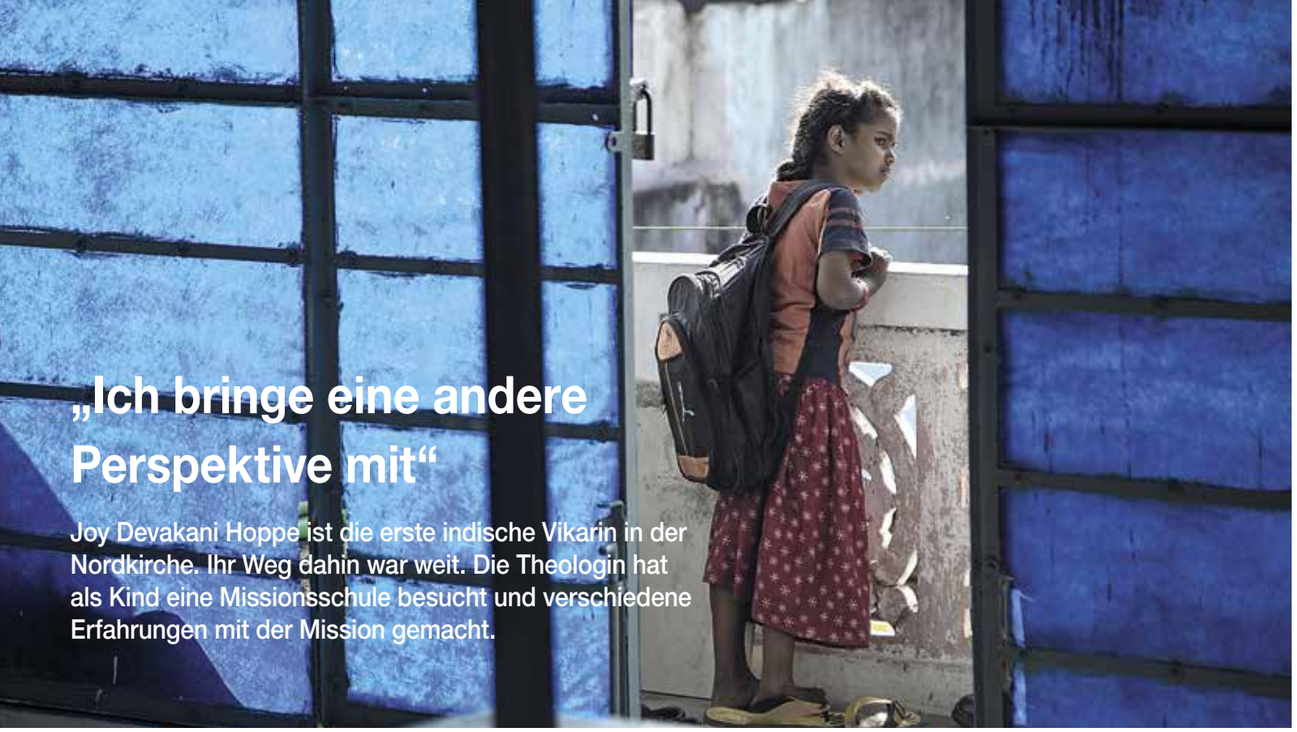
Verschiedenheit anzuerkennen, forderte schon der Apostel Paulus

Es wäre ein Missverständnis, wenn die postmoderne Rede von der „Vielheit der Horizonte“ und „Unterschiedlichkeit der Rahmenvorstellungen“ als Konturlosigkeit ausgelegt würden. Doch wenn man sich selbst mit Hilfe anderer besser verstehen möchte, ist es nicht möglich, Denkhorizonte und Glaubensmuster absolut zu setzten. Stattdessen braucht es eine akzeptierende und annehmende Haltung, die eigene und fremde Eigentümlichkeiten hervortreten lässt, ohne sie abzuwerten. Eine Teilnehmerin formuliert es so: „Ich werde in jedem Abschnitt meines Lebens mit Identitätsfragen konfrontiert – ÖkuFiT unterstützt mich darin, diese Aufgabe immer wieder neu anzugehen.“

Die positive Anerkennung von Diversität ist nicht neu, sondern eine Grundaussage des Neuen Testaments. Deswegen spielt die kontextuelle Auslegung von Galater 3,28 eine wichtige Rolle: „Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau, denn ihr seid allesamt einer in Christus.“ Dieser Vers ist in der christlichen Geschichte oft kulturimperialistisch gedeutet worden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass es Paulus um das genaue Gegenteil geht: Weil alle Gläubigen Christus überziehen, spielt es keine Rolle mehr, wie sie in die christliche Gemeinschaft eintreten. In Christus bilden sie unter Beibehaltung ihrer Unterschiedlichkeit ein neues großes Ganzes.

Kann eine solche Kirche eine missionarische Kirche sein? Selbstverständlich! Denn um zu zeigen, wer man ist und was man liebt, braucht es erstens Mut, eigene Hoffnungen und Überzeugungen öffentlich sichtbar werden zu lassen und zweitens Bereitschaft, vom Aushalten von Differenz zur Würdigung von Diversität zu kommen. „ÖkuFiT“ bildet Menschen aus verschiedenen Kulturen und Hintergründen zu Brückenbauern aus, um Grenzen zwischen Menschen heilsam zu überschreiten und andere dabei zu begleiten. Dies lässt die Bedeutung von Evangelium transparent werden und darin zeigt sich, welche Richtung die Mission der Kirche heute nehmen kann.

Dr. Sönke Lorberg-Fehring *ist Studienleiter an der Missionsakademie der Universität Hamburg. Er wird ab 1. Januar 2019 im* Zentrum für Mission und Ökumene *als Referent für Christlich-Islamischen Dialog der Nordkirche tätig sein.*



„Ich bringe eine andere Perspektive mit“

Joy Devakani Hoppe ist die erste indische Vikarin in der Nordkirche. Ihr Weg dahin war weit. Die Theologin hat als Kind eine Missionsschule besucht und verschiedene Erfahrungen mit der Mission gemacht.

Frau Hoppe, Ihre Eltern sind durch die Mission zum Christentum gekommen. Was haben sie Ihnen darüber erzählt?

Joy Devakani Hoppe: Mein Vater ist als junger Mann vom Hinduismus zum Christentum konvertiert. Er zählte in der indischen Gesellschaft zur Kaste der Dalits, wünschte sich aber sehr, einen richtigen Beruf zu erlernen. Er wollte nicht wie seine Eltern ein Leben lang unter Großgrundbesitzern auf dem Feld arbeiten. Wegen seiner Herkunft war es allerdings schwierig, eine Ausbildung zu bekommen. Meine Großeltern lebten in einem Dalit-Dorf, das die oberen Kasten nicht betraten. Einmal war ich als Kind mit meinem Opa draußen und bekam Durst. Er bat die Frau des Großgrundbesitzers respektvoll um etwas Wasser für mich. Sie sprach meinen Großvater nicht mit Namen an, sondern nannte ihn „Knecht“. Schließlich brachte sie einen Becher, den sie nur am oberen Rand festhielt. Ich sollte ihn unten anfassen, damit sich beim Übergeben unsere Hände nicht berührten. Diese Begebenheit hat sich mir tief eingeprägt.

Wie kam Ihr Vater in Kontakt mit der Mission?

Eines Tages kam ein Mann von der Mission ins Dorf. Er sagte zu meinen Großeltern: „Wenn er konvertiert, hat er vielleicht mehr Möglichkeiten einen Job zu finden.“ Mein Vater war anfangs unsicher. Er wollte erst einmal die Missionsschule besuchen, dort eine Ausbildung machen und sich später entscheiden. Das tat er dann. Noch während seiner Lehrerausbildung entschied er sich, zum Christentum überzutreten. So wurde er Lehrer in der Missionsschule. Dort arbeitete er mit großer Freude und war hochangesehen. Für seine Familie war das ein großes Geschenk. Später hat er uns erzählt, dass der Anfang in der Missionsschule für ihn nicht einfach war. Er hatte jedoch bald gespürt, dass er dort als Mensch wahrgenommen wurde und der christliche Glaube für ihn Freiheit bedeutete.

Worauf legten die Eltern in der Erziehung besonderen Wert?

Für sie war es sehr wichtig, uns Kindern – wir sind sechs Mädchen und ein Junge – eine gute Ausbildung mitzugeben. Alle sollten studieren. Obwohl mein Vater in der Erziehung streng war, durften wir auch als Mädchen lernen und bekamen dafür jede Freiheit. Allerdings war es uns als Mädchen nicht erlaubt, abends auszugehen, ein Kino oder die Disco zu besuchen. Ich war erst mit 18 zum ersten Mal im Kino, als meine Schwester den Abschluss ihrer Lehrerausbildung feierte. Dort haben wir dann ein „Tamil-Movie“ gesehen. Auch was die Partnerwahl betrifft, dachten meine Eltern traditionell. Für meine älteren Schwestern, die alle drei Lehrerinnen wurden, suchten sie den Ehemann aus. Ich hatte meine eigene Meinung und kämpfte dafür. So war ich in der Familie auch die erste, die weiter weg zog, um eine Universität zu besuchen. Dort lernte ich eine offenere Welt kennen. Meine Eltern haben immer gesagt: Gott sieht alles! Ich denke immer, dass ich mit mir selbst ehrlich sein muss und auch gegenüber Anderen. Das habe ich von meinen Eltern gelernt.

Haben Sie einen Unterschied gespürt zu den anderen Familien aus der Umgebung?

Ja, von Anfang an. Wenn bei uns ein Fest gefeiert wird, bringt man den Nachbarn etwas vom Essen hinüber. Meine Mutter sagte der Nachbarin: „Wenn dein Essen ein Opfer für eine Hindu-Gottheit ist, brauchst Du es uns gar nicht erst zu bringen.“ Wenn es hingegen noch nicht der Gottheit gewidmet war, nahm sie es an. Umgekehrt war es für die Nachbarn kein Problem, dass meine Mutter vor dem Kochen ein Kreuzzeichen machte. Inzwischen ist meine Familie gegenüber anderen Religionen offener geworden. Anfangs aber war besonders mein Vater ein strenger Christ. Jeden Abend wurde die Losung gelesen, gebetet und gesungen. Manchmal dauerte es so lange, dass wir Kinder darüber einschliefen. Bis heute liest er jeden Morgen in der Bibel. Das muss sein. Ein anderes wichtiges Ritual ist für uns, wenn sich die ganze Familie einen Tag vor Weihnachten versammelt. Wir kaufen Kleider, beschenken einander und unsere Eltern segnen uns. Auch in der Silvesternacht beten wir gemeinsam. Das vermisse ich hier sehr. So nehme ich mir auch heute noch zu Beginn des Neuen Jahres ein paar Minuten Zeit für mich und gehe erst danach nach draußen zu meiner Familie.

Nach der Grundschule besuchten Sie eine Missionsschule für Mädchen. Wie war das Leben dort organisiert?

Ins Internat kam ich, als ich zehn war und blieb bis zum Abitur. Wir waren 400 Mädchen, zumeist aus armen Familien. Es gab große Schlafsäle für 50 bis 100 Kinder. Anders als zu Hause schliefen wir auf Isomatten ohne Kissen. Und wir mussten unsere Kleider selbst waschen. Es wurde kontrolliert, ob alles sauber war. Nach dem Mittagessen mussten wir die leeren Teller zeigen. Manchmal klebten wir Essen unter den Teller, zeigten den leeren Teller vor und warfen den Rest ins Gebüsch. Wenn wir uns nicht an die Regeln hielten, schlug man uns mit einem Stock auf die Finger. Auf der anderen Seite gab es da Menschen wie die dänische Internatsleiterin Janne Garder. Sie ist immer noch mein Vorbild. Sie zeigte sich den Männern der Missionskirche gegenüber absolut ebenbürtig. Außerdem setzte sie Neuerungen für uns Mädchen durch und ließ zum Beispiel die Schule umbauen. Sie konnte energisch sein und sie förderte uns. Wenn Lehrer uns gegenüber ungerecht waren, nahm sie uns in Schutz. Als sie merkte, dass ich in der Sunday School sehr engagiert war, fragte sie mich eines Tages, ob ich nicht Theologie studieren wolle.

Sie sind öfter angeeckt. Woher kam Ihr Widerspruchsgeist?

Fortsetzung Seite 20

Auch durch den Glauben, wie ich ihn erlebt habe. Außerdem haben uns unsere Eltern immer motiviert, alles mitzumachen, uns zu zeigen. Auch im Internat haben wir gelernt, uns zu präsentieren, das Wort zu ergreifen, zu singen, Theater zu spielen. Das hilft mir immer noch. Manchmal habe ich Angst, nach vorne zu gehen. Dann kommen die Bilder zurück, wie ich in meiner Internatszeit auf der Bühne stand, und ich weiß wieder, dass ich auch etwas zu zeigen und zu sagen habe. Auch die feministische Theologie und die Befreiungstheologie haben mir geholfen, meine Erfahrungen im Internat, Erfahrungen als Frau und als Dalit zu verarbeiten. Wie viele Dalits musste auch ich immer gegen unsere verwundete Psyche kämpfen. Wir fühlten uns oft minderwertig. Aber unser Glaube und unser kämpferischer Geist halfen mir und auch Anderen. Hier in Deutschland muss ich immer wieder gegen Rassismus kämpfen und meine eigene Identität finden.

War im Verhältnis zwischen dänischen Lehrerinnen und Schülerinnen aus Dalit-Familien noch das Erbe des Kolonialismus zu spüren?

Es ist schwer, die weit zurückreichenden Strukturen ganz hinter sich zu lassen. Alles war für uns von anderen geplant und vorgegeben. Auch bei uns Indern stecken die alten Strukturen noch in den Köpfen. So wurde uns von Generation zu Generation weitergegeben, dass die Weißen besser seien als wir. Darüber haben wir oft unsere eigenen Werte vergessen. Auch bei Janne Garder war uns gegenüber etwas von einer kolonialen Haltung zu spüren. Andererseits hat sie uns die frohe Botschaft gebracht: Du bist ein Mädchen, auch du kannst eine Ausbildung bekommen, genauso wie die Jungs. Wichtig war außerdem, dass das Kastensystem im Internat keine

„Auch die feministische Theologie und die Befreiungstheologie haben mir geholfen, Erfahrungen als Frau und Dalit zu verarbeiten.“

Fotos: gemeinfrei (1), C. Wenn (1)

Rolle spielte. Dort waren wir alle gleich. Jetzt bin ich hier in Deutschland. Ich spüre immer noch, dass die Weißen mir helfen wollen. Manchmal erwarte ich das auch. Das ist unbewusst immer noch in meinem Kopf.

Sie durchliefen in Indien die Zeit als „Assistant Pastor", die Vorbereitung aufs Pfarramt, und beendeten in Deutschland gerade das Vikariat. Welche Unterschiede stellten Sie fest?

In Indien wünsche ich mir mehr Struktur, hier mehr Glauben. Verwaltung ist nicht so sehr mein Thema, dafür habe ich nicht Theologie studiert. Ich möchte mehr mit Menschen arbeiten. Menschen im Glauben zu stärken, darin sehe ich meine Aufgabe. Dass die individuelle Freiheit hier sehr wertgeschätzt wird, finde ich gut. Aber mir sind auch viele begegnet, die bedrückt und einsam sind. Dann möchte ich für die Menschen da sein. Dabei kann ich Berufs- und Privatleben nicht immer so radikal trennen. Mir fällt noch etwas auf: In Indien ist es uns immer sehr wichtig, bei familiären Problemen einen guten Umgang miteinander zu finden. Dafür kämpfen wir richtig. Hier geht man bei Problemen eher seinen eigenen Weg. Wenn ich predige, rede ich nicht nur allgemein, sondern ich beziehe mich und meine Erfahrungen immer mit ein. Bei diesem Thema fällt es mir schwer, einen Standpunkt zwischen den Kulturen einzunehmen.

Wie verstehen Sie heute Mission?

Mission bedeutet für mich, zum eigenen Selbst zu kommen und auch, andere Menschen und die Schöpfung zu achten. Jeder kann das. Nicht nur Weiße, die oft mehr Geld und Macht haben. Einige fragen mich, ob ich als Missionarin aus Indien hierher nach Deutschland geschickt worden sei. Dahinter steht vielleicht die Frage, was ihnen eine Inderin geben könne. Es ist ja immer noch die typisch missionarische Vorstellung, den Menschen in einer anderen Gesellschaft etwas geben zu müssen. Dann denke ich: Kann denn eine Dalit-Frau aus Indien in Deutschland eine Missionarin sein? Kommt jetzt die Zeit, wo die Menschen, die während des Kolonialismus auf der anderen Seite standen, hier verantwortlich mitarbeiten können? Vielleicht reicht es manchmal, da zu sein und andere zu ermutigen. Ein Beispiel: Einsamkeit ist etwas, was hier viele Menschen bedrückt. Ich möchte ihnen sagen: Ob du gläubig bist oder nicht, komm mal in unsere Gemeinschaft. Warum sollte sich jemand dafür schämen? In solchen Situationen spüre ich, dass ich durch meinen Hintergrund in manchen Situationen einen anderen Zugang habe. Mission wird weiterhin von weißen Männern dominiert. Ich hoffe, das wird in Zukunft anders. Wie sähe es aus, wenn eine indische Pastorin mit dunkler Hautfarbe in diese Welt kommt? Wenn sie die gleiche Botschaft mitbringt, sie aber aus einer anderen Perspektive weitergibt?

Das Gespräch führte Hedwig Gafga.

Joy Devakani Hoppe, *geboren in Tiruvannamalai/ Südindien, besuchte die Missionsschule Siloam Girl's Boarding Home in Tirukoilur. Anschließend studierte sie Philosophie und evangelische Theologie in Chennai und absolvierte als erste Frau der Arcot Lutheran Church den Vorbereitungsdienst für das Pfarramt. In Deutschland hat sie vor kurzem das Vikariat abgeschlossen. Joy Hoppe lebt mit ihrem Ehemann und zwei Töchtern in Hamburg.*

Fotos: Privat (1), H. Gafga (1), H. Spiegelberg (2)

Wir sind zu Beratern geworden – und das ist gut so

Die Aufgabe der modernen Mission hat sich gewandelt, sagt **Uwe Nissen.** Der Pastor unterrichtet heute an der Bibelschule Mwika in Tansania.

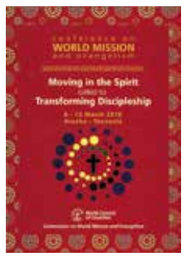
Es hat einen durchgreifenden Wandel der Mission gegeben, auch wenn ihn selbst innerkirchlich viele bis heute nicht wahrgenommen haben und weiterhin an dem Begriff Mission und Missionar herumkauen. Die Pioniermissionare von damals gibt es heute nicht mehr. Es ist gut, sich einfach mal vor Augen zu führen, welch ein Wandel im Selbstverständnis der Kirchen in Bezug auf Mission sich seit der ersten Weltmissionskonferenz 1910 in Edinburgh vollzogen hat. Und wie sich dabei aus dem Bestreben nach der Einheit der Kirchen die so genannte Ökumenische Bewegung entwickelt hat. Im Zuge dieser Bewegung wandelte sich das Missionsverständnis hin zur Wahrnehmung aller Menschen als gleichberechtigte Geschöpfe Gottes; von der Selbstverständlichkeit, im Besitz der Wahrheit zu sein und sich von Gott berufen zu fühlen, diese Wahrheit gegen alle Widerstände durchzusetzen, hin zu einer neuen ökumenisch geprägten Sichtweise, die auch andere Glaubensformen akzeptiert und Menschen in ihrer jeweiligen kulturellen und sozialen Situation bejaht. Bischof Elie-Waha Mshana sagte 1975 einmal grundlegend zur Rolle der Missionare: *„Ich bewundere das Wort Missionar, mir gefällt es. Das lateinische Wort missio – Sendung, Aussendung – beschreibt den Vorgang, dass ein Mensch von einer Gruppe, einer Kirche, einer Missionsinstitution losgeschickt wird, um seinen Adressaten eine Botschaft auszurichten. Das einseitige Verständnis, das für viele mit dem Wort Missionar verbunden ist, ist längst von der Erkenntnis der Gegenseitigkeit, des Teilens, des Austauschs und des Zusammenlebens verdrängt worden. Wir müssen das Wort Missionar von der negativen Bedeutung befreien, die ihm heute leider immer noch anhängt. Das Wort muss die Bedeutung verlieren, dass ein Missionar jemand ist, der losgeschickt wurde, um arme, unzivilisierte Menschen zu einem anderen Glauben zu bekehren; jemand, dem viel Geld zur Verfügung steht und der bereit ist, den besagten Eingeborenen zu helfen und sie mit Kleidung zu versorgen, jemand, der unsere Kultur ablehnt und unsere Leute konfus macht, der mit schönem Haus und Landrover als Reicher unter armen Nachbarn lebt und es ablehnt, die Sprache der Leute zu lernen und mit ihnen zu kommunizieren."* Wo stehen wir also als Mitarbeitende in dieser Zeit, was zeichnet uns aus innerhalb der einheimischen Kirche? Wozu sind wir noch da? Ich denke, wir sind ein neuer Typus Missionar, nicht ein Missionar, der die Ungläubigen bekehren will – das ist, wenn überhaupt, Aufgabe der einheimischen Kirche –sondern ein Missionar, der der einheimischen, von den bodenständigen Kulturen beeinflussten und gelegentlich überwachsenen Kirche Chancen und Gefahren ihrer spezifischen Frömmigkeit entdecken hilft. Wir sind zu Beratern geworden, zu freundlichen Mitarbeitenden, die auf die Umsetzung der Beratung keinen großen Einfluss mehr haben. Dazu ein Zitat des katholischen Theologen Horacio de la Costa zum Bild des modernen Missionars: *„Es gibt heute nur einen Weg, wie du uns helfen kannst, und zwar indem du uns hilfst, zu entdecken, wie wir es auf unsere Weise machen sollen. Du musst uns helfen, es auf unsere Weise zu tun, selbst wenn du überzeugt bist, dass es anders besser ist. Und wenn, was wir schlecht aufgebaut haben, über uns zusammenstürzt, wirst du, wenn du noch da bist, uns helfen, die Bruchstücke aufzusammeln, und wirst uns helfen, es besser zu machen. Und am Ende darfst du dich nicht wundern, wenn das, was du für uns tust, nicht nur nicht anerkannt, sondern sogar übel genommen, abgelehnt und verworfen wird."* Vielleicht ist es gut, sich das vor Augen zu führen, um realistisch unser Wirken einzuschätzen: Vielleicht ganz einfach als sichtbare und sichtbar gelebte ökumenische Gemeinschaft vor Ort, als bewusste Gast-Mitarbeit auf Zeit und als persönliche Chance, ein anderes Umfeld auf dieser Welt kennenzulernen und sich begrenzt einzubringen zur Erweiterung des Horizonts und, wenn es gut geht, zur Unterstützung einer anderen Kirche.

Uwe Nissen, *Pastor i. R., ist erstmals 1977 im Auftrag des* Zentrums für Mission und Ökumene *nach Tansania ausgereist und ist dort mit zeitlichen Unterbrechungen seit über 20 Jahren tätig.*

Nicht nur Seelen retten, sondern die Welt verändern

Die Weltmissionskonferenz in Arusha/Tansania fordert, dass in Zukunft Mission von den Menschen gestaltet werden muss, die am Rand der Gesellschaft leben.

Anne Freudenberg



Vom Geist bewegt – zu verwandelnder Nachfolge berufen". Unter diesem Motto stand die 13. Weltmissionskonferenz Anfang März. Sie bot ein Forum, um sich mit rund tausend Teilnehmenden aus aller Welt darüber auszutauschen, was Mission und Evangelisation heute bedeutet können und wie sich Christinnen und Christen in ihrem Umfeld „Gemeinsam für das Leben" einsetzen können: geistlich, missionarisch, sozial, politisch. Dieser Titel ist kein Bibelzitat oder Gebetsruf wie die früherer Weltmissionskonferenzen, sondern er ist programmatisch zusammengesetzt und bietet vielfältige Anknüpfungspunkte. Dazu gehört unter anderem auch die Frage, welchen Einfluss die afrikanischen Kontexte und Herausforderungen in der globalen Welt haben werden.

„Mission von den Rändern her"

Ausgehend von der Missionserklärung von 2012 „Gemeinsam für das Leben. Mission und Evangelisation in sich wandelnden Kontexten" waren zahlreiche Beiträge zur „Mission von den Rändern", „mission from the margins", prägend. Mit dem Begriff werden unterschiedliche Lebenswirklichkeiten in den Blick genommen – allerdings auch Einordnungen vorgenommen: in die Menschen, die an den Rändern in der Gesellschaft leben, und die, die im Zentrum stehen. Auch wenn die Einteilung und die Kategorien „Zentrum" und „Rand" kritisch zu hinterfragen sind, ist hier der Zusammenhang von Mission und sozialethischen Themen zu würdigen. In dem Sinne rief die Weltmissionskonferenz nicht einfach zu mehr Aktion für andere auf, sondern lud dazu ein, sich von den Rändern her verändern zu lassen. In beeindruckender Weise hat die Missionskonferenz vor allem die Marginalisierten als die eigentlichen Akteurinnen und Akteure von Gottes Mission in den Mittelpunkt gestellt. So berichtete die junge südafrikanische Theologin Dr. Mutale Mulenga-Kaunda in ihrem Eröffnungsvortrag von ihren persönlichen Erfahrungen (s. S. 24)

Fotos: adpic (1), Albin Hillert/WCC (1), C. Wenn (1)

Die zentralen Begriffe werden von einer Theatergruppe noch einmal präsentiert.

Mit Worten des Missionswissenschaftlers David Bosch erinnerte sie daran, dass Mission nicht nur heißt „Seelen zu retten", sondern auch „unsere Welt zu verändern". In dem Sinne bedeute „Transformative Jüngerschaft" auf die Welt Einfluss zu nehmen.

Einen wichtigen Vortrag hielt auch die junge Katholikin Adi Mariana Waqa von den Fidschi-Inseln, die in eigene Worte fasste, wie sie ihre Rolle als eine junge Frau mit indigenen Wurzeln „an den Rändern" versteht. (s. Auszüge aus der Rede in der letzten Ausgabe). Waqa nutzte die Gelegenheit, um aufzuzeigen, wie sehr traditionelle Kirchen in ihrem missionarischen Ansatz immer noch „Zentrum fixiert" seien und Menschen wie sie objektivieren würden. Auch Najla Kassab, Präsidentin des Reformierten Weltbundes und Pastorin aus dem Libanon, wies in ihrer Predigt im Rahmen des Eröffnungsgottesdienstes auf den engen Zusammenhang von Mission und sozialethischen Themen hin. „Eine Herausforderung, vor der wir heute als Kirche stehen, und besonders die jüngere Generation, wie wir Einfluss nehmen können auf das, was in der Welt passiert."

Bei dem Thema „Nachfolge – das Kreuz umarmen" ging es um Leidenserfahrungen in Krisen- und Konfliktregionen wie zum Beispiel in Syrien. Einen beeindruckenden Hauptvortrag hielt dazu Mor Ignatius Aphrem II, Metropolit der Syrisch-Orthodoxen Kirche. Am Ende wies er auf drei wichtige Aspekte hin, wie Christsein unter den gegenwärtigen Bedingungen vor Ort möglich sei:

a) Die Anwesenheit von Christen im Mittleren Osten ist eine Notwendigkeit nicht nur für das Christentum als solches, sondern auch für die Menschen in der Region. Christen können beitragen zur Versöhnung und Brücken bauen mit Blick auf unterschiedliche ethnische und religiöse Aspekte.

b) Als Christen können wir Hoffnung geben, dass die Menschen in ihrer Heimat noch eine Zukunft haben können.

c) Interreligiöser Dialog auf akademischer Ebene ist nicht genug. Wir brauchen auch andere Aktivitäten unter muslimischen und christlichen jungen Menschen.

Wir sind aufgerufen, Mauern niederzureißen

Am Ende der Weltmissionskonferenz gab es eine Abschlusserklärung, den „Arusha-Aufruf zur Nachfolge":

„Wir sind durch unsere Taufe zu verwandelnder Nachfolge aufgerufen: zu einer mit Christus verbundenen Lebensweise in einer Welt, in der viele Menschen unter Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung, Ablehnung und Zurückweisung, Einsamkeit und dem Gefühl der Wertlosigkeit leiden."

Wir sind aufgerufen, das Wort Gottes in einer Welt zu vernehmen und zu verstehen, in der viele widersprüchliche, falsche und verwirrende Botschaften gesendet werden.

Wir sind aufgerufen, Mauern niederzureißen und nach Gerechtigkeit für jene Menschen zu streben, die enteignet und entrechtet und von ihrem Land vertrieben wurden, wie zum Beispiel Migrierende, Flüchtlinge und Asylsuchende, und uns der Schaffung neuer Grenzen zu widersetzen, die Menschen voneinander trennen und töten."

Es lohnt sich, in unserer Kirche weiter über das Verständnis von Mission und konkret über „Mission von den Rändern" im Gespräch zu bleiben. Wer sind die Marginalisierten in unseren Gemeinden in der Nordkirche? Wie können Benachteiligte ermutigt werden, Anwälte ihrer eigenen Themen zu werden? Wie ist Benachteiligung bei uns mit der Machtfrage verbunden? Welche Strukturen und Kontexte fördern Benachteiligung aufgrund von Sexualität, Gender, Religion, Herkunft? Welche Strukturen helfen Benachteiligung zu überwinden? Was bedeutet es für die unterschiedlichen Akteure in der Mission, wenn theologisch zutreffend gesagt wird, dass der Geist Menschen, die marginalisiert sind, bevollmächtigt? Was verstehen wir unter Mission? Welche Impulse nehmen wir aus der Erklärung von 2012 auf? Welche Erfahrungen haben Christinnen und Christen unserer Partnerkirchen und Partnerorganisationen mit dem Thema Mission?

Anne Freudenberg, *Referentin für Theologie und Nachhaltigkeit, hatte die Weltmissionskonferenz in Arusha/Tansania vom 8. bis zum 13. März 2018 besucht.*

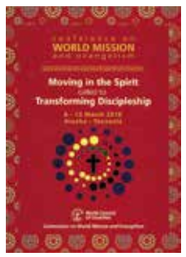
Eine Geschichte von Hoffnungen und Hindernissen

Der Kampf für Geschlechtergerechtigkeit gehöre zu den wichtigsten Aufgaben einer missionarischen Kirche, erklärt die Theologin ***Dr. Mutale Mulenga-Kaunda*** in einer sehr persönlichen Rede auf der Weltmissionskonferenz.

„Ich bin ein Hybrid. Ich vereine in mir die globale und lokale Lebenssituation einer afrikanischen Frau“. **Dr. Mutale Mulenga-Kaunda**, *wissenschaftliche Mitarbeiterin der Universität Kwa-Zulu-Natal in Sambia, hielt die Eröffnungsrede auf der Weltmissionskonferenz.*

Das Erzählen von Geschichten ist seit jeher ein zentraler Ansatz für das theologische Denken afrikanischer Frauen. Erlauben Sie mir den wichtigen Stellenwert von Geschichten zu demonstrieren, indem ich meine eigene Geschichte erzähle.

Ich bin in einer Familie mit nur einem Elternteil aufgewachsen. Meine Mutter, eine Krankenschwester, hatte damals all ihren Mut zusammengenommen und sich von meinem Vater scheiden lassen. Da war sie 33. Mein Vater hatte ihr danach die alleinige Verantwortung überlassen, vier Kinder aufzuziehen. Meine Mutter war Mitglied der protestantischen Kirche, der United Church of Zambia (UCZ). Ich kam während meiner Schulzeit mit der Pfingstbewegung in Kontakt. Wie viele andere Jugendliche in meinem Alter fühlte ich mich von der lebendigen Frömmigkeit angezogen und geriet zunächst in den Sog der charismatischen Spiritualität. Aber mein Hang zum Hinterfragen von Behauptungen und meine Suche nach tragfähigen Antworten in Glaubensfragen, öffnete mich mehr und mehr für die Ökumene. In dieser Zeit durchlebte meine Familie tragische Zeiten, besonders als bei meiner Mutter AIDS diagnostiziert wurde. Auf ihrer Suche nach Heilung bewegte sie sich sowohl in ihrer Heimatkirche als auch in der Pfingstkirche und beschäftigte sich zugleich mit traditioneller afrikanischer Religion. Damit bewies sie, wie ökumenisch und multi-religiös ihr Glaubenskonzept war. Als die Stürme des Lebens besonders heftig wüteten, suchte meine Mutter Lebenssinn und Erklärungen für ihr Leiden in den Angeboten der afrikanischen traditionellen und der pfingstlerischen Spiritualität. Sie starb im Alter von 46 Jahren und wurde noch am selben Tag beerdigt. Ich kann mich noch erinnern, dass das alles an dem Tag geschah, als ich meine erste Abiturprüfung schreiben musste. Ich stürmte aus dem Prüfungssaal direkt zum Friedhof. Von einem Tag auf den anderen mussten meine Schwestern und ich – ich war gerade 17 – erwachsen werden, Verantwortung für die Schwestern übernehmen, denken und handeln wie Erwachsene. Als Teenager hatte ich mich in dieser Zeit oft an die Kirche gewandt, wenn ich am Ende meiner Kräfte war, denn es gab keinen anderen Ort, von dem ich Hilfe erwarten konnte. Mit dem Abitur konnte ich Vorschullehrerin werden. Da ich jedoch noch ohne Ausbilddung war, erhielt ich weniger Geld als die anderen. Es reichte kaum aus, um die Familie durchzubringen.



Meine Geschichte ist kein Einzelfall und spiegelt die Erfahrungen unzähliger Afrikanerinnen wider. Nun muss ich anmerken, dass sich die Lebensbedingungen für Frauen bei uns inzwischen kaum verbessert haben. Zwar mögen junge Afrikanerinnen heute mehr Möglichkeiten zur Entfaltung ihres Potenzials haben, doch ist noch lange keine Geschlechtergleichheit erreicht. Immer noch sind die strategisch wichtigen Positionen von Männern besetzt, was sich – wie ich zu bemerken wage – auch in kirchlichen Kontexten fortsetzt.

Die US-amerikanische Autorin Brene Brown beschrieb einmal treffend: „Geschichten sind Fakten mit Seele.“ Ich denke, eine „transformative, verwandelnde Jüngerschaft“ Christi sollte von Zeit zu Zeit mit dem Hören von Geschichten einhergehen. Denn die Erzählende ist nicht nur Erzählerin einer Geschichte, sondern selbst Teil der Geschichte. Einer Geschichte, die sie zu der gemacht hat, die sie ist. So erzählt meine Geschichte nicht nur von Hindernissen, sondern auch von Hoffnung. Ich habe erfahren, dass die notwendige Widerstandskraft, die gebraucht wird, um gegen die Kräfte des Todes und der Zerstörung anzukämpfen, nur dort entstehen kann, wo Menschen vom lebensspendenden Geist Gottes erfüllt sind.

Meine Geschichte illustriert zugleich, wie ich sowohl von der Missionskirche UCZ, der Pfingstbewegung und dem traditionellen afrikanischen Weltbild geprägt wurde. Gott hat mich in seiner Gnade geformt und mich durch die verschiednen Stationen meines Lebens hindurchgeführt und mich auf verschiedenste Weise transformative Jüngerschaft erleben lassen. Ich bin ein Hybrid. Ich vereine in mir zugleich die globale und lokale Lebenssituation einer afrikanischen Frau. Wir Afrikanerinnen und Afrikaner sind sozusagen von Natur aus ökumenisch eingestellt, weil wir uns mühelos innerhalb unserer indigenen, in traditionellen, islamischen und christlichen Weltsichten bewegen, um dem Leben und dem Tod einen Sinn zu geben. Meine Erfahrung bringt mich zu der wagemutigen Behauptung, dass Menschen grundsätzlich „ökumenische Räume“ darstellen, in denen unterschiedlichste Diskurse zusammenkommen.

Foto: Albin Hillert/WCC (1)

Ruf junger Afrikanerinnen nach Gerechtigkeit ernst nehmen

Der Ökumenische Rat der Kirchen (ÖKR) verfolgt den Grundsatz, dass „Kirchen an allen Orten gemeinsam vorangehen, ihr Leben als Gemeinschaft und ihren Glaubensweg als Pilgerweg der Gerechtigkeit und des Friedens verstehen“ und dass sie „das Leben feiern und konkrete Schritte gegen Unrecht und Gewalt gehen“. Dies verstehe ich als Einladung, die sich besonders an die Afrikanerinnen richtet, die am Rand leben, die Ungleichbehandlung, Ausbeutung und Ächtung erleben. Ihnen gilt die Zusage, dass sie als Partnerinnen in der Mission Gottes das Geschenk des Lebens in Fülle realisieren können. Will eine missionarische Kirche ihren Auftrag ernst nehmen, muss sie den Ruf junger Afrikanerinnen nach einem Leben in Fülle und ihre Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Frieden wahrnehmen.

Zum missionarischen Denken und Handeln der Kirche gehört heute der Einsatz für Geschlechtergerechtigkeit. Wenn diese Form der Gerechtigkeit fehlt, wird ein wichtiger Teil des von Gott geschaffenen „Lebens in Fülle“ verhindert. Frauen müssen von sozio-kulturell konstruierten patriarchalen Begrenzungen befreit werden. Ihnen muss die Ausübung von Macht und die volle Teilhabe am partnerschaftlichen Dienst in Kirche und Gesellschaft ermöglicht werden.

Wir brauchen Geschichten des Widerstands

„Verwandelnde Jüngerschaft“ muss die Lebensbedingungen wahrnehmen, in denen Menschen leben. Der südafrikanische Missionstheologe David Bosch forderte bereits in den 1990er Jahren eine transformative Mission von den Rändern her. Das sollte nun in Zukunft der Rahmen sein, in dem sich Kirchen missionarisch engagieren.

In den Zielsetzungen der sogenannten Agenda 2030 für nachhaltige Entwicklung der Vereinten Nationen (SDG) ist Geschlechtergerechtigkeit als eine Priorität vermerkt. Bei der Formulierung der Entwicklungsziele wird davon ausgegangen, dass echte Transformation für Mädchen nur durch Geschlechtergerechtigkeit erreicht werden kann. Sie kann nur dann erreicht werden, wenn Mädchen ihre Bedürfnisse äußern können und diese berücksichtigt werden. So dürfen junge Frauen und Mädchen in diesem Prozess nicht nur als diejenigen gesehen werden, die nur von einer Transformation profitieren, sondern als solche, die den Transformationsprozess aktiv gestalten.

Die ökumenische Bewegung der „Pilgerschaft für Gerechtigkeit und Frieden“ lädt Nachfolgende Christi ein, sich auf die Reise mit denen zu machen, die durch lebensverachtende Strukturen, durch Isolierung, Unterdrückung und Benachteiligung in Kirche und Gesellschaft an den Rand gedrängt wurden. Diese Gruppe schließt Frauen ein – Frauen in Afrika.

Ich möchte mit einigen Fragen schließen:

- Wo finden wir Geschichten der Hoffnung? Wo gibt es Frauen, die aufzeigen können, dass Afrika und die Völker Afrikas Geschichten der Widerstandsfähigkeit zu bieten haben.
- In welcher Weise kann „verändernde Nachfolge“ Kirchen ermutigen, sich in radikaler Weise in die soziale, politische und wirtschaftliche Transformation afrikanischer Gesellschaften einzubringen?
- Wie kann „verändernde Nachfolge“ männliche Vorherrschaft in Kirche und Gesellschaft bekämpfen?
- In welcher Weise unterstützt „verändernde Nachfolge“ junge Menschen in ihrer Suche nach Leben in Fülle?

Ich habe keine Antworten und Lösungen zu bieten, aber ich möchte wachrütteln und dazu aufrufen, sich mit diesem Thema auseinanderzusetzen, das mich und andere Frauen so tief bewegt.

Bearbeiteter Auszug aus dem Eröffnungsvortrag der Weltmissionskonferenz in Arusha, vom 8. März 2018.

„Mission“?!

Ein Zwischenruf aus Frankreich

Axel Matyba

Zum Martinsfest ein kleiner Umzug mit den Kindern der deutschen evangelischen Gemeinde durch die Straßen des Viertels – nicht möglich! Werbung für den Einschulungsgottesdienst in den deutschen Abteilungen französischer Schulen – nicht möglich! Eine Andacht an der Internationalen Deutschen Schule zu deren 60jährigen Jubiläum – nicht erwünscht! Religion hat es nicht einfach im öffentlichen Leben der Grande Nation. Religionsunterricht wird an öffentlichen Schulen des Landes gar nicht angeboten. Die privaten katholischen Schulen, die von etwa 20 Prozent Kindern besucht werden, bilden da eine Ausnahme. Sie erhalten wie auch jüdische und muslimische Schulen staatliche Zuschüsse.

Strikte Trennung von Staat und Religion

Der Rahmen, der religiöses Leben in Frankreich prägt, ist der der Laizität. Das heißt, Frankreich ist ein religiös-weltanschaulich neutraler Staat, der eine strikte Trennung von Staat und Religion vorsieht. 1905 wurde nach harten, emotionsgeladenen Debatten das entsprechende Gesetz verabschiedet. Dass gerade jüdische und protestantische Juristen daran entscheidend beteiligt waren, ist bestimmt kein Zufall, erhoffte man sich doch, dass so die übermächtige katholische Kirche zurückgedrängt wird. Die drei Pfeiler der Laizität sind die Ideen der Einheit der Nation, einer liberalen Gesellschaft und einer starken Zivilgesellschaft. Diese Ideen gilt es immer wieder neu zu konkretisieren. Ein antiklerikaler, gar antireligiöser Grundton sei dabei nicht beabsichtigt, betonen die Verteidiger der Laizität. Andere fragen besorgt, ob die Wachsamkeit des Staates, der für eine friedliche soziale Koexistenz aller sorgen sollte, nicht allzu oft in eine misstrauische Haltung gegenüber den Religionen umschlagen könnte. Zunächst sind es staatliche und öffentlich-rechtliche Institutionen, die der Laizität unterworfen sind. Beamte dürfen zum Beispiel keine religiösen Abzeichen tragen. Mit diesem Argument war es möglich, das Tragen von Kopftüchern bei Schülerinnen zu untersagen, obwohl diese natürlich nicht verbeamtet sind. Diesem Gesetz widerspricht jedoch der Erlass bezüglich der Burka oder Totalverschleierung, da es sich um den öffentlichen Raum handelt, in dem jeder Bürger und jede Bürgerin religiöse Zeichen, wie etwa ein Kreuz oder eine Kipa, tragen dürfen. Auch in der Privatwirtschaft, für die das Gesetz der Laizität erst einmal nicht gilt, wird Religion zum Politikum. Es ist mal ein Mittel, um Gewerkschaften zu umgehen und Arbeiter anzuwerben, beispielsweise durch die Schaffung von Gebetsräumen in Großbetrieben in den 1960er Jahren, oder es wird zum Kriterium um auszugrenzen.

Zuletzt hatte der islamistische Terror Frankreich in den vergangenen Jahren tief erschüttert. Die Muslime, zu denen rund 8,2 Prozent der Bevölkerung, also etwa fünf Millionen Menschen gehören, werden dadurch in einen permanenten Rechtfertigungszwang gedrängt. Und es steht die Frage im Raum: Welcher Raum – auch welcher öffent-liche Raum – ist für Religion(en) heute in einem laizistischen Staat möglich und auch nötig, um eine Einheit in Vielfalt leben zu können.

Macron würdigt Engagement von Kirchen

Emmanuel Macron versucht auch diese Debatte mit Impulsen zu bereichern. Vielleicht hilft da auch sein persönlicher Hintergrund. Als Jesuitenschüler entschied er im Alter von 12 Jahren, sich taufen zu lassen. Jüngst, 28 Jahre später, wurde er gefragt, ob er denn noch gläubig sei: Wenn man nicht glaubt, dann kann man in meinem Alltag nicht bestehen, antwortete Macron. Für Aufsehen sorgte bereits seine Rede im letzten Jahr anlässlich des Reformationsjubiläums im Hotel de Ville, dem imposanten Rathaus von Paris. Er betonte die Rolle der Religionsgemeinschaften, speziell die der christlichen Kirchen, für das gesellschaftliche Miteinander, würdigte ihr Engagement für Benachteiligte, Kranke, Behinderte und Flüchtlinge und lud sie zu verstärktem politischen Engagement ein. Immer wieder macht er klar, dass eine Laizität ihre eigenen Wurzeln verrät, wenn sie zu einer Ideologie verkommt. Aufsehen erregten seine Beispiele, in denen er den vorbildlichen Einsatz von Personen für die Gesellschaft mit deren Glauben verknüpft. So wurde der gläubige Katholik, der Gendarm Arnaud Beltrame, nachträglich befördert und mit einem Staatsbegräbnis geehrt. Er hatte sich während eines Terroranschlags auf einen Supermarkt in Tarbes in Südfrankreich für eine Geisel eintauschen lassen und kam dabei ums Leben. Ferner würdigte Macron die christliche Überzeugung von Kämpfern der Resistance und von Franzosen, die Juden während der deutschen Besatzung halfen. Ein „metaphysisches Delirium“ meinte schließlich der ehemalige linke Präsidentschaftskandidat Jean Luc Mélanchon bei Macron diagnostizieren zu können, als dieser den katholischen Glauben der Gründerväter der Europäischen Union herausstrich. Der Tabubruch für französische Ohren wird deutlich, wenn man sich klar macht, dass einer von Macrons Vorgängern, Jacques Chirac, vehement gegen alle Versuche kämpfte, die christlichen Wurzeln Europas in den europäischen Verfassungsvertrag aufzunehmen. Präsident Sarkozy hat dann umgekehrt gerade die jüdisch-christlichen Werte betont. Heute propagiert auch der Front National/Rassemblement National Laizität. Nach dem Motto: Judentum und Christentum müssen mittels der Laizität gegen den Islam geschützt werden. Macron handelt hier vielleicht auch aus politischem Kalkül für eine Wählerschicht, die sich jemandem wie dem Konservativen Francois Fillon oder dem Rassemblement National verbunden fühlt und gefühlt hat.

Wichtige Debattenbeiträge gibt es zur Zeit auch durch das Institut Montaigne, in dem Hakim El Karoui, ein ehemaliger Arbeitskollege Macrons, an Vorschlägen arbeitet, den Islam stärker in Frankreich zu beheimaten. Welche Organisationsformen sind nötig und bilden die Vielfalt muslimischen Lebens in Frankreich ab? Wie kann (finanzieller) Einfluss anderer muslimischer Staaten in Frankreich begrenzt werden? Wie soll man damit umgehen, dass ein „neuer islamischer Stolz“ stärker eine Identitätsfrage ist, als ein religiöses Merkmal? Und wie geht man bei all diesen Fragen eigentlich mit der eigenen Kolonialgeschichte um?

In diesen spannenden, vielstimmigen Diskussionen steht die Frage, wie der schillernde und geschichtlich belastete Begriff „Mission“ zu füllen ist, nicht oben auf der Agenda. Ich persönlich fände es für französische – und deutsche! – Diskurse hilfreich, den jüngst von orthodoxen Rabbinern ins Gespräch gebrachten Begriff vom „ethischen Monotheismus Abrahams“ zu diskutieren. Dazu zählt unter anderem das Bekenntnis zu dem EINEN Gott, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, aber auch die Gastfreundschaft allen Fremden gegenüber (Gen 18,1-16) oder der Kampf um die Rettung jedes einzelnen Menschenlebens (Gen 18,22-33). Solcher Monotheismus schließt für mich nicht nur eine „Judenmission“, sondern auch eine „Islammission“ durch Christen aus. Vielmehr gilt es die darum, die gemeinsame Sendung an alle Völker* zu konkretisieren.

**(Gen 12,3; Mt 28,16-20)*

Fotos: adpic (1), C. Wenn (1)

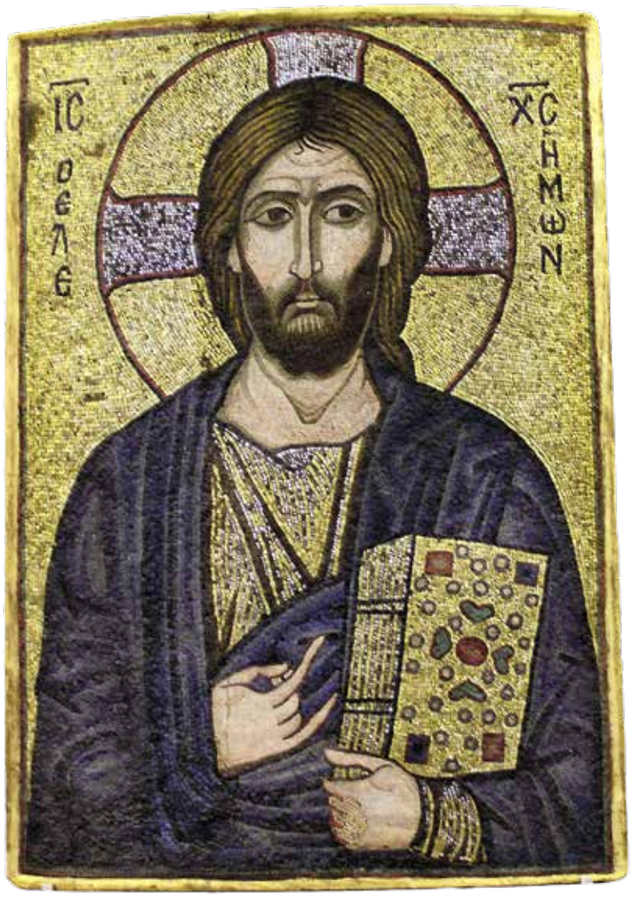
Axel Matyba *ist Pastor der deutschsprachigen Gemeinde in Paris. Er war von 2013 bis 2017 Beauftragter der Nordkirche für Christlich-Islamischen Dialog.*

Die innere Mission hat heute für Russland Priorität

Auf der Suche nach dem goldenen Wege zwischen Säkularität und religiösem Fundamentalismus braucht die Orthodoxie einen fruchtbaren Dialog mit anderen christlichen Kirchen.

Vladimir Fedorov und Vladimir Khulap

Während seiner zweiten Missionsreise kam Apostel Paulus zum ersten Mal nach Europa. In Troas überkam ihn in der Nacht eine Zukunftsvision: „Ein Makedonier stand da und bat ihn: Komm herüber nach Makedonien, und hilf uns! Auf diese Vision hin wollten wir sofort nach Mazedonien abfahren; denn wir waren überzeugt, dass uns Gott dazu berufen hatte, dort das Evangelium zu verkünden“ (Apg 16,9f.). Durch den Makedonier zeigte sich Europa bereit, die Frohe Botschaft vom Reich Gottes aufzugreifen und anzunehmen.



Mosaik-Ikone von Christus dem Erbarmer (Entstehungszeit ca. 1100-1150), heute Museum für Byzantinische Kunst, Bodo-Museum, Berlin

Für Orthodoxe in Russland bedeutet der Begriff Mission heute sehr viel. Viele meinen, dass die Orthodoxe Kirche stark nach innen gerichtet sei und sich für Mission nicht interessierte. Darin begründet sich auch eine massive Reaktion innerhalb der Orthodoxie, die dieses Interesse an der Mission als etwas Fremdes betrachtete. Doch die gegenwärtige Orthodoxie hat inzwischen erkannt, dass Weltmission für die Kirchen existenziell notwendig ist.

Byzantinische Missionare sahen die Einheit in der Vielfalt

Im gesamten Zeitraum ihres 1000-jährigen Bestehens hat sich das orthodoxe Byzanz um die Verbreitung des christlichen Glaubens unter den Heiden gekümmert. Das missionarische Bemühen richtete sich sowohl an die, die außerhalb seiner Grenzen lebten, als auch an die Menschen, die in das Byzantinische Reich eindrangen.

Die byzantinische Mission beruhte auf wenigen klaren und grundlegenden Prinzipien: In dem Bestreben, eine authentische eucharistische Gemeinschaft am jeweiligen Ort zu begründen, hatte die Übersetzung der Heiligen Schrift, der liturgischen Texte und der Patristik (die Überlieferung und Geschichte der Kirchenväter, d. Red.) Vorrang. Man legte aber auch Wert auf die Errichtung künstlerisch bedeutender Kirchen, die mit dem beredten Schweigen ihrer Schönheit verkündigten, dass Gott unter den Menschen Wohnung genommen hat. Die Bedeutung, die die byzantinische Theologie dem liturgischen Leben und der Vergöttlichung des Menschen zuerkennt, hinderte die Orthodoxie jedoch nicht daran, sich auch unmittelbar für die gesellschaftliche und politische Dimension des Lebens der zum Christentum Bekehrten zu interessieren. Zugleich mit dem Evangelium vermittelten die Byzantiner den missionierten Völkern ihre eigene große politische, künstlerische, wirtschaftliche und kulturelle Erfahrung, die von den Grundsätzen des Evangeliums und dem christlichen Geist ihres Lebens durchdrungen war. Auf diese Weise trugen sie dazu bei, dass die jungen Völker ihr Selbstverständnis ausbilden und ihre eigene Kultur entwickeln konnten.

Das Verständnis, mit dem die griechischen Missionare das byzantinische liturgische Typikon (*die schriftliche Festlegung liturgischer Vorschriften, d. Red.*) und die byzantinische Tradition den unterschiedlichen Umständen anpassten, gab dieser Tradition einen universalen ökumenischen Charakter und machte sie zu einem Bindeglied zwischen den orthodoxen Völkern. Gleichzeitig vollzog sich die Entwicklung der Sprachen und der besonderen Mentalität jedes dieser Völker. Sie wurden von den byzantinischen Missionaren mit großem Respekt und mit Liebe behandelt, wodurch die Besonderheiten der zum Christentum bekehrten Völker bewahrt werden konnten.

Im Gegensatz zu einem Kirchenverständnis, dass von einem Verwaltungszentralismus und einem monolithischen Kirchenbild geprägt war, sahen die byzantinischen Missionare die Einheit in der Vielfalt. Für sie war die sich erweiternde Kirche, im gemeinsamen Lobpreis durch viele verschiedene Stimmen in einem Geist miteinander verbunden.

Die Mission in Byzanz war keineswegs das Werk einer besonderen Gruppe. Es war der bescheidene und zugleich beharrliche Mut von tausenden bekannten und unbekannten Byzantinern, die im Kaiserreich für dieses Ziel kämpften. So dass der französische Historiker Charles Diehl über die Christianisierung der Slaven urteilte: „Das Missionswerk war ein Teil des Ruhms von Byzanz.“

Fundamentalismus ist das Pharisäertum des 21. Jahrhunderts

Das Schlüsselwort „Mission“, das verschiedene Bedeutungen haben kann, meint im Folgenden das Zeugnis für den lebendigen Dreieinigen Gott, der die Menschen zum Heil ruft und alle mit der Kirche verbindet. Es verbindet sowohl die Menschen, die ihr noch nicht angehören, als auch die, die die Verbindung mit ihr wieder verloren haben. Von diesem Verständnis von Mission unterschieden ist die Sorge, mit der die Kirche sich an die kirchlich Eingegliederten wendet.

Für jede Ortskirche ist die Mission eine „innere“, wenn sie sich innerhalb ihrer geographischen und sprachlich-kulturellen Grenzen vollzieht. Sie ist eine „äußere“, wenn sie sich über diese Grenzen hinaus erstreckt und auf andere Völker und Länder bezieht.

Die Innere Mission hat heute für Russland Priorität. Das orthodoxe Glaubenszeugnis ist durchwirkt von dem Wunsch, den Willen Gottes in Liebe und im Bemühen zu vollbringen. Das „Leben in Christus“ und „seinen Spuren nachzufolgen“ war und ist das Ideal und das Herz der orthodoxen Spiritualität. Es ist das Hauptproblem, den goldenen Weg zwischen zwei Realitäten zu finden: der Säkularität und dem Fundamentalismus. Dafür braucht man eine sehr gute ökumenische Zusammenarbeit, um den Fundamentalismus zu überwinden. Es ist wichtig zu verstehen, was mit „überwinden” gemeint ist. Der Ausdruck bedeutet in diesem Zusammenhang so stark zu sein, dass diese Krankheit nicht mehr gefährlich ist.

So wie die ökologischen Probleme nicht von einem einzelnen Land zu lösen sind, so können diese spirituell-kulturellen Probleme nicht von einer einzelnen Kirche gelöst werden. Sie sind Probleme des gesamten Christentums, der ganzen Ökumene. Die christliche Kultur verbindet uns in Europa. Dies bedeutet eine Vertiefung der christlichen Kultur, die nicht nur eine oberflächliche Inkulturation, sondern ein Fundament gegen den Fundamentalismus sein kann. Es muss ein Studienprozess entwickelt werden, in dem nationale Kulturen genauer studiert und das Thema „Christentum und Kultur“ in seinen verschiedenen Aspekten ökumenisch untersucht wird. Fundamentalismus ist heute ein ganz gefährliches Phänomen, das man als Haupthindernis der christlichen Verkündigung in Europa bezeichnen kann. Der Fundamentalismus ist das Pharisäertum des 21.Jahrhunderts, oder ein postmodernes Pharisäertum. Nur dann können wir sicher sein, dass wir den Fundamentalismus überwunden haben, wenn wir einen fruchtbaren und nicht nur formellen Dialog miteinander in der christlichen Ökumene haben. Um die Zusammenarbeit in allen Bereichen zu fördern, brauchen wir gute Dialoge, sowohl in der Theologie, als auch mit anderen Religionen und schließlich mit der Gesellschaft.

Erzpriester Vladimir Fedorov (oben) *und* **Erzpriester Vladimir Khulap**, *(unten) Russisch-Orthodoxe Metropolie St. Petersburg, Russland*

Fotos: G. Bach Pedersen (1), M. Haasler (1), C. Hunzinger (1)

Der erste Leiter des Kindermissionsheims in Hamburg-Othmarschen, Missionsinspektor Rudolf Bahnsen, mit Missionarskindern auf der Treppe zur Veranda, Südseite des Hauses, ca. 1907

Ein Haus mit Missionsgeschichte(n)

Vor hundert Jahren wurde der Breklumer Mission eine weiße Villa in Hamburg-Othmarschen geschenkt. Zunächst war es ein Kindermissionsheim, heute befindet sich darin die Geschäftsstelle des Zentrums für Mission und Ökumene. Zur Jubiläumsfeier kamen auch Zeitzeugen, alle brachten ihre eigenen Missionsgeschichten mit.

Christiane Wenn

2018 – ein großes Jubiläumsjahr: 100 Jahre Ende des ersten Weltkriegs, der hundertste Jahrestag des Matrosenaufstands in Kiel, 100 Jahre Frauenwahlrecht, 80 Jahre „Reichspogromnacht", 30 Jahre Beginn der friedlichen Revolution in Deutschland. Es ist auch das Jahr, in dem das *Zentrum für Mission und Ökumene – Nordkirche weltweit* auf 100 Jahre Schenkung des Hauses samt Grundstück in Hamburg-Othmarschen an die Breklumer Mission zurückschaut.

Jubiläumsfeiern sind keine Kleinigkeit im Leben von Menschen und Institutionen. Sie haben neben der thematischen immer auch eine überbrückende Funktion. Sie sollen den Menschen von heute etwas nahe bringen, das oft in Vergessenheit geraten ist. Manchmal ist es sogar überhaupt noch nicht in den Fokus der Aufmerksamkeit gelangt. So war es mit dem weißen Haus in Othmarschen. Wenig war bekannt. 1906 wurde der Breklumer und der Norddeutschen Mission in Othmarschen zur gemeinsamen Nutzung ein Kindermissionsheim zur Verfügung gestellt. Ganz beiläufig, und damit der Familientradition entsprechend hanseatisch zurückhaltend, wie es der Bauherr und spätere Spender Richard Henry von Donner geplant hatte. Ebenso beiläufig nahm das Heim seine Arbeit auf und beherbergte fast fünfzig Jahre Kinder von Missionaren, Missionarsfamilien und viele andere Menschen, die dort zu Gast waren. Sie suchten Zuflucht, machten Zwischenstation auf dem Weg durch die Welten, erholten sich nach Krankheiten, studierten, bereiteten sich auf ihre Übersee-Einsätze vor. Fast fünfzig Jahre danach war und ist es bis heute die Geschäftsstelle der Nachfolgeorganisationen der Breklumer Mission, des Nordelbischen Missionszentrums und des *Zentrums für Mission und Ökumene*.

Der Blick war auf die faszinierend fremde Welt gerichtet

In der Vorbereitung des Jubiläums-Sommerfestes im Juni dieses Jahres existierten nur Bruchstücke und manch ungenaue Vorstellung über das, was in hundert Jahren wirklich hier geschehen ist. Niemand schien etwas aufgeschrieben zu haben, niemand hatte erzählt oder weitererzählt und niemand hatte Fragen gestellt. Der Blick war vorwiegend auf die faszinierend fremde, überseeische Welt gerichtet, die es zu erobern galt. Alles, was in der Heimat zurückblieb, war wenig wichtig. Im Breklumer Sonntagsblatt fanden sich bei Inbetriebnahme des Kindermissionsheims zwar ein paar Berichte. Ein fast euphorischer Schwung kommt aus den Zeilen von Rudolf Bahnsen, dem ersten Missionsinspektor, der dem Kindermissionsheim vorstand. Er beschrieb die Hoffnungen, die um die Anfangszeit im damaligen Othmarscher Kirchenweg herrschten. So ging es doch einerseits darum, den Kindern mit einem für die Zeit sehr gut ausgestatteten Haus eine Möglichkeit zu geben, die Trennung von ihren Eltern zu verkraften, die für die Mission in Übersee arbeiteten. Andererseits sollte das Haus eine Plattform sein für eine intensive inländische Mission der hamburgischen wie der schleswig-holsteinischen Gemeinden. Beide Zwecke waren in der Schenkungsurkunde vom 5. April 1918 vermerkt und beidem wurde auch engagiert nachgegangen.

Aber dann versiegen die Quellen der Information und das Kindermissionsheim wurde zu einem finanziellen Faktor in den damaligen Haushaltsunterlagen, über die der Vorstand zu beraten hatte. Es gibt keine Berichte mehr über das, was dann das Leben im Haus bestimmte. Die Kinder lebten sicher und in geordneten Verhältnissen. Sie gingen in die Schule, befreundeten sich mit Kindern der Umgebung und mit Mitschülern. Es gab oft wenig zu Essen und am Tisch saßen täglich viel zu viele hungrige Menschen. Darüber gibt es im Archiv einige Klagebriefe an die Breklumer Mission mit der Bitte um mehr Geld. Aus den Architekturplänen kann man heute darauf schließen, dass die Kinder (Jungen und Mädchen getrennt) anfangs in gemeinsamen Schlafräumen schliefen, dass sie im oberen Geschoss in zehn Studierzimmern lernten – je fünf für die Mädchen und fünf für die Jungen –, die sie über separate Treppenaufgänge erreichen konnten. Die Kinder schrieben kleine Briefe an ihre Eltern und hatten Heimweh. Je nach Naturell fanden sie sich in die neuen Umstände hinein, oder nicht.

Das Kindermissionsheim um 1910, Ansicht von Südwesten, vermutlich von der Straße Röpers Weide aus fotografiert

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (1), Familie Bahnsen (1)

Das Kindermissionsheim war eine Besonderheit

Aus sehr persönlichen Berichten unmittelbar Betroffener wissen wir, wie schockierend sich die Trennung von den Eltern auswirken konnte. Für manche Kinder war es mehr, als sie ertragen konnten. Sie erlebten die Trennung als Trauma und blieben zeitlebens in dem Schmerz gefangen. Sie gaben ihn weiter an die nachfolgenden Generationen. Das hat die Sicht auf die weiße Villa geprägt. Noch heute gibt es Menschen, die als Nachfahren der Missionare und Missionarinnen mit dem Groll zu kämpfen haben, der aus diesem großen Schmerz entstanden ist. Mit der heutigen Kenntnis von dem, was Kinder brauchen, wie sich Erfahrungen von Verlust, Trennung und nicht geborgen sein, auswirken können, fällt es nicht schwer zu verstehen, warum das so war. Vor dem Hintergrund der Missionsgeschichte und der damaligen Praxis schien es ganz normal, dass man Kindern und Erwachsenen all dieses zumutete. Die Männer gingen, vom Missionsgedanken erfüllt, nach Übersee, und ihre Ehefrauen mussten selbstverständlich mit. Im Alter zwischen drei bis sechs Jahren wurden die Kinder von ihnen getrennt. All dieses wurde erwartet und dem wurde entsprochen. Dass in Hamburg ein eigenes Kindermissionsheim gebaut wurde, war bereits eine Besonderheit und stellte gegenüber den staatlichen Fürsorgeeinrichtungen einen echten Fortschritt dar.

In späteren Phasen haben auch Missionarskinder in diesem Haus gelebt, die es bis heute sehr lieben können, weil sie *mit* ihren Familien dort lebten und glücklich waren. Das Gelände war groß, hatte viel Platz zum Spielen. Das Haus war faszinierend vom Keller, der unheimlich war, bis zum Dachboden, aus dessen Fenstern man weit gucken konnte. Mit Freunden konnte man im Brombeergebüsch spielen, mit den Geschwistern Ratten verjagen oder bei den großen Missionsfesten im Garten

Fortsetzung Seite 32

helfen. Und es gab kleine Freuden: das Eis in Altona, zu dem man hin- und auch wieder zurücklaufen musste, denn die Straßenbahn war viel zu teuer. Dann die ländliche Umgebung mit Landwirtschaften und Feldern, die Schule, der Hafen. Im Haus ein buntes Gemisch von Menschen aus allen Himmelsrichtungen.

Schmerzhafte Seiten als Teil der Geschichte annehmen

Es bleiben viele Fragen offen. Zum Beispiel die Fragen danach, wie die Bewohnerinnen und Bewohner des Hauses durch die unruhigen Zeiten des ersten Weltkrieges, der wirtschaftlich äußerst angespannten Weimarer Republik und die Zeit des Nationalsozialismus gekommen sind. Nur wenig Hinweise gibt es: Pläne der Nationalsozialisten, für den Autobahnbau das gesamte Gelände zu requirieren, das Gebäude abzureißen und der Breklumer Mission lediglich ein Ersatzgrundstück zur Verfügung zu stellen, das sie dann auf eigene Kosten bebauen sollte. Oder die Tatsache, dass es eine Art Luftschutzraum auf dem Platz vor den heutigen Garagen gab und auch Brandbomben auf dem Dachboden gefunden wurden, ohne Schaden angerichtet zu haben. Aber, wie war die Atmosphäre? Hatte das politische Denken der damaligen Zeit Auswirkungen auf das Leben in dem Missionshaus? Wie stand es mit den Nachbarn? Es gibt aus der Zeit zwischen 1925 und 1936 zum Beispiel im Gästebuch der Familie Feldhusen, oder auch in deren Familienchronik keine Hinweise auf das Zeitgeschehen.

Ein Fazit aus den Jubiläumstagen: Trotz zeitlicher Distanz lässt sich vieles wachrufen und spürbar machen, indem man erzählt, zuhört und schaut. Manchmal verändert sich die Perspektive und es schließen sich sogar Wunden. Neue Wege können eingeschlagen werden, wenn man erkennt, das alles mit allem verbunden ist, weil die Hausgeschichte auch Zeitgeschichte ist, und umgekehrt. Daran lässt sich ermessen, wie viel man verliert, wenn der Blick hinter die Dinge unterbleibt. Das Wissen darum, wie Menschen wurden, was sie sind, liegt in den Erzählungen und Quellen vorangegangener Generationen. Zurückschauen und sich auseinandersetzen mit der Geschichte und den Geschichten ist notwendig für gegenwärtiges Handeln, auch in der Mission.

Christiane Wenn
ist Mitarbeiterin im Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, und hat die Geschichte des Hauses in Othmarschen für das Schenkungsjubiläum recherchiert und auf dem Sommerfest am 2. Juni 2018 präsentiert.

Dach-Aufsatz an der Südseite des Kindermissionsheims, bis ca. 1962

Christen im Irak brauchen Hoffnung

Tausende Christinnen und Christen im Irak sind dem Terror des „Islamischen Staates“ zum Opfer gefallen. Wer überleben konnte, floh in den Norden des Landes. Bis heute sind die Menschen traumatisiert und auf Hilfe von außen angewiesen.

Hanna Lehming

Im Winter 2014 erreichte das Referat Mittlerer Osten des *Zentrums für Mission und Ökumene* ein dramatischer Hilferuf: „Tausende von christlichen und ezidischen Flüchtlingen sind bei uns angekommen. Sie haben nichts als ihre Kleider auf dem Leib – und jetzt kommt der bitter kalte irakische Winter. Wir brauchen Hilfe!“ Absender des Hilferufs war Emanuel Youkhana, Leiter des Hilfswerks CAPNI (Christian Aid Program Northern Iraq). Bereits im März 2014 hatte der assyrische Geistliche über die Situation der Christen im Irak im Rahmen unserer Vortragsreihe „Christen im Mittleren Osten“ berichtet.

In der Zwischenzeit jedoch war über die irakische Bevölkerung im Norden des Landes eine Katastrophe hereingebrochen: Innerhalb weniger Wochen hatten Terrormilizen des „IS“ Dörfer und Städte eingenommen, einen Völkermord an den Eziden begangen, Christen ermordet, entführt, vertrieben. Wer überleben konnte, floh in den Norden des Landes, in die Provinz Irakisch-Kurdistan.

„Hier unten verlief die Frontlinie zum „IS“. Der syrisch-orthodoxe Bischof Musa Shamany zeigt hinunter auf die Straße, die unterhalb des Klosters Mar Mattai aus dem 4. Jahrhundert liegt. Nicht auszudenken, was geschehen wäre, wenn die Terrormilizen es eingenommen hätten…

Man kann versuchen, sachlich und nüchtern aus einer Region zu berichten, die ich im Juli gemeinsam mit zwei Kollegen von der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern besucht habe. Aber es ist nicht leicht, einen Umgang mit den Traumata der Menschen zu finden, die den Sommer 2014 im Irak erlebt haben. Weil ein Trauma auf das andere folgt, ohne dass die Menschen Zeit zur Verarbeitung haben, hat die bayerische Kirche gemeinsam mit CAPNI bereits vor Jahren ein Ausbildungsprogramm für Traumatherapeuten auf den Weg gebracht. Es ist heute wichtiger denn je.

Die Mehrheit der irakischen Christen sind ethnische Assyrer. Sie gehören vor allem zur Syrisch-Orthodoxen und zur Assyrischen Kirche und ihren jeweiligen katholisch fusionierten „Schwestern“. Es sind die ältesten Kirchen der Welt. Die Christen in der Region haben in ihrer Geschichte viele Verfolgungen erlebt. Kaum bekannt ist, dass während des Völkermords an den Armeniern vor hundert Jahren auch weit mehr als 100 000 christliche Aramäer, Assyrer und Chaldäer im Osmanischen Reich ermordet wurden. Unter dem Regime des irakischen Diktators Saddam Hussein wurden die Christen mehrfach Opfer seiner „Arabisierungsstrategie“. In den 1980er Jahren griff Saddam Irakisch-Kurdistan an, auch mit Giftgas. Kirchen sowie ezidische Tempel wurden systematisch zerstört. Die Menschen flohen Richtung Türkei. In den 1990er Jahren kamen sie zurück.

Es geht darum, den Menschen Sicherheit zu geben

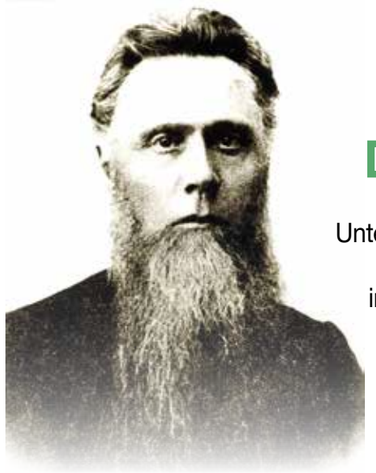
„To Keep the Hope Alive“ – „Die Hoffnung am Leben erhalten“ ist das Motto von CAPNI. Im Jahr 2014 leistete die Organisation mit Decken und Hygieneartikeln, Matratzen, Lebensmitteln und medizinischer Versorgung umgehend Überlebenshilfe für die Flüchtlinge. Auf Initiative des Referats Mittlerer Osten des *Zentrums für Mission und Ökumene* trug die Nordkirche dreimal zur Winternothilfe bei. Jetzt geht es darum, den Menschen Sicherheit und eine Perspektive zu geben. CAPNI hilft zum Beispiel beim Wiederaufbau zerstörter Häuser. Diesem Projekt war die Konfirmandenaktion des Zentrums gewidmet, die große Resonanz bei den jungen Leuten fand. Mit Kleinkrediten zur Existenzgründung und Kursen zur beruflichen Weiterbildung versucht CAPNI außerdem, Einkommensmöglichkeiten für Binnenflüchtlinge zu verbessern.

Langfristig wird Irakisch-Kurdistan seine religiöse und ethnische Vielfalt nur bewahren können, wenn es gelingt, eine Zivilgesellschaft aufzubauen, in der Minderheitenrechte anerkannt und geschützt werden. Das Referat Mittlerer Osten unterstützt auch die Bildungsarbeit von CAPNI, die sich hierfür einsetzt. Das irakische Christentum kann nur überleben, wenn es Menschen gibt, die seine kirchengeschichtlichen, sprachlichen und liturgischen Traditionen bewahren und weitergeben. Hierfür setzt sich das *Zentrum für Mission und Ökumene* mit seinem Referat Mittlerer Osten ein.

Christian Aid Program Nohadra - Iraq

Hanna Lehming
leitet das Referat Mittlerer Osten und ist Beauftragte der Nordkirche für Christlich-Jüdischen Dialog.

Fotos: C. Wenn (3), H. Lehming (1)



Christian Jensen, Gründer der Breklumer Mission

Die Weite des Evangeliums

Unter diesem Titel hat Dr. Joachim Wietzke eine theologiegeschichtliche Regionalstudie zur Missionsbewegung in Schleswig-Holstein verfasst. Wer sie liest, kann überraschende Einsichten gewinnen.

Dr. Rudolf Hinz

Wer dieses Buch von Anfang an durchblättert, findet eine ganze Seite mit einem kleinen Zitat von Sören Kierkegaard: „Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“. In der ausführlichen Einleitung erläutert der Autor, was er mit diesem Zitat andeutet: „Die geschichtliche Tradition, in der wir stehen, ist Teil unserer Identität, sie ist das Erbe früherer Generationen, das wir dankbar in Besitz nehmen dürfen und sie ist die Bürde der Geschichte, die wir zu tragen haben“. Er will in seinem Buch nicht die Tradition der „Hausgeschichtsschreibung“ fortsetzen, in der Mitarbeiter der Mission in der üblichen Weise die Geschichte ihres Werkes als „Werbung für die eigene Sache“ darstellten. Ihm geht es vielmehr um die Geschichte der Missionsbewegung in Schleswig-Holstein im Kontext der theologischen Debatten, die in dieser Region geführt wurden, eingebettet in die geschichtliche Entwicklung dieser Region, in die territorialkirchliche Geschichtsschreibung und auch in die geistesgeschichtlichen und gesellschaftspolitischen Strömungen ihrer Zeit. Durch die Einbeziehung neuerer sozialwissenschaftlicher Literatur geht sein Blick weit hinaus über den kleinen Kreis der Missionsinteressierten.

Dabei betont Wietzke ausdrücklich, dass er „nicht aus kritisch-analytischer Distanz, sondern in emotionaler Nähe und mit innerer Beteiligung“ schreiben will. „...wir begegnen der Lebensleistung der Männer und Frauen, die sie (die Breklumer Tradition) geprägt haben, mit Respekt und Empathie“. Dennoch will er – bei aller Berücksichtigung zeitgebundener Begrenzungen der handelnden Personen – werten und urteilen.

Natürlich geht es in diesem Buch ausführlich um Christian Jensen und seine umfassende Arbeit in Breklum, aber die voran gestellte ausführliche Darstellung der Zeit von der Reformation bis ins 19. Jahrhundert eröffnet Einblicke in die Theologiegeschichte Schleswig-Holsteins, die nur wenig bekannt sind.

Gründer der Missionsanstalt war ein „Modernisierer wider Willen“

Erst das Kapitel III des Buches ist Jensen und seinen Breklumer Gründungen gewidmet. Der Autor beschreibt Jensen nicht nur als Missionsmann – wie er oft genannt wird. Er zeichnet ihn in seinen sehr verschiedenen Funktionen und Rollen: Als Publizist und „Protagonist eines Erweckungschristentums“, als „Propagandist eines politischen Konservativismus“, als „Vertreter eines Rechristianisierungsprogramms“ und als den Gründer der Missionsanstalt. Er würdigt seine Größe, stellt aber auch heraus, wie hart und kämpferisch Jensen nicht nur seine politischen und theologischen Überzeugungen durchsetzt, sondern seine Kontrahenten – auch seine engsten Mitarbeiter – rücksichtslos bedrängt. Ein wichtiges Beispiel für sein ambivalentes Verhalten ist seine Rolle im großen Missionskonflikt in Breklum, als er den Rücktritt seines Missionsinspektors Fiensch fordert. Als Jensen sich mit seiner Forderung im Missionsvorstand nicht durchsetzen kann, bricht er mit seinem eigenen Werk und gründet eine neue, zweite Missionsgesellschaft, auch in Breklum. Nur mit Hilfe verantwortlicher Mitglieder des Vorstandes, insbesondere des Vertreters der Landeskirche, Generalsuperintendent Theodor C. H. Kaftan, gelingt es, den Riss zu heilen und die beiden Gesellschaften wieder zusammenzuführen.

Der Autor nennt Jensen in seiner kritischen Würdigung einen „Modernisierer wider Willen“ und stellt heraus, dass er trotz seiner theologischen und politischen Enge doch Wege in die Weite geöffnet hat. Die Breklumer Gründungen führten zur Öffnung von Wirkungsmöglichkeiten von Laien in der eigenen Kirche und in der weiten, noch weithin unbekannten Welt. Mit dieser kritischen Würdigung Jensens in seiner Zwischenbilanz am Ende des III. Kapitels ist Wietzke ein Portrait von literarischem Rang gelungen.

Warnung vor unheilvoller Symbiose mit dem Kolonialismus

Für unsere gegenwärtigen theologischen und politischen Debatten wird es von großem Interesse sein, wie sich die Breklumer zur Frage der Kolonialmission und zum 1. Weltkrieg geäußert und verhalten haben. Mit dem Eintritt Daniel Luchts als zweitem Missionsinspektor neben Detlef Bracker bricht eine Debatte über die Frage auf, ob Breklum sich an der Mission in einer deutschen Kolonie beteiligen soll. Lucht tritt vehement dafür ein, Bracker argumentiert dagegen. Er warnt vor einer Missionsarbeit aus „nationalen Gründen“ und weist auf die noch anstehenden Aufgaben auf dem indischen Missionsfeld hin. Dennoch beschließt die Breklumer Generalversammlung, ein zweites Arbeitsfeld in der Kolonie Deutsch-Ostafrika zu „besetzen“. Aber damit ist die Grundsatzdebatte nicht beendet. Bracker schreibt in einer Auseinandersetzung mit dem angesehenen Professor für Missionswissenschaft, Julius Richter, von dem „Kolonialwerk“, das lediglich von nationaler und wirtschaftlicher „Selbstsucht“ bestimmt wird. Er fürchtet, dass die Mission auf verhängnisvolle Weise mit der Politik verquickt wird. Wietzke unterstreicht in seiner Schlussbilanz noch einmal, dass es Brackers Verdienst war, dass er „nachdrücklich vor der unheilvollen Symbiose von Kolonialismus und Mission warnt“, versteht aber Brackers Kritik nicht als grundsätzliche Infragestellung der europäischen Kolonialbewegung. Dagegen wäre zu fragen, ob man Brackers Position nicht doch als eine sehr weitgehende Kritik an der kolonialen Expansion werten muss.

Die Zwischenbilanz zum V. Kapitel zum 1. Weltkrieg überschreibt der Autor: „Vom Kriegstaumel zum Absturz in die Resignation“. Treffender lässt sich nicht zusammenfassen, was er detailliert darstellt. Auch Breklum erliegt dem Sog eines deutschnationalen Denkens.

Wietzke ist schon dabei, den zweiten Band über die Entwicklung der Mission in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg vorzubereiten, aber zunächst soll ein Zwischenschritt eingelegt werden. Es geht ihm auch um die Perspektive derjenigen, die von der Ausbreitung des Evangeliums erreicht wurden. Wie erinnern sie sich an die Zeit der Anfänge ihrer Kirche in Indien? Welche theologischen Schwerpunkte setzten sie in ihrem Kontext?

Wir sind gespannt auf die Fortsetzung seiner Arbeit. Mit dem ersten Band ist ihm jedenfalls gelungen, ein fesselndes Buch in klarer Sprache zu schreiben, das überraschende Einsichten vermittelt.

Das Missionshaus in Breklum um 1888

Dr. h. c. Rudolf Hinz, *Oberkirchenrat i. R. , war zuletzt Lehrbeauftragter für Interkulturelle Theologie an der theologischen Fakultät der Christian-Albrechts-Universität in Kiel.*

Zum Autor:

Dr. Joachim Wietzke, geboren 1942, ist promovierter Missionswissenschaftler. Seine Dissertation wurde unter dem Titel „Theologie im modernen Indien – Paul David Devanandan“ veröffentlicht. Nach einem ersten Studienaufenthalt in Indien wirkte er von 1975 - 78 als theologischer Dozent in Mangalore/Indien. Nach seiner Rückkehr arbeitete er von 1978 - 84 als Gemeindepastor in Halstenbek. 1984 - 95 war er als theologischer Grundsatzreferent im Evangelischen Missionswerk, Hamburg tätig, bevor er von 1995 - 2005 die Leitung des Zentrums für Mission und Ökumene (ehemals: Nordelbisches Missionszentrum) *übernahm.*

Die Weite des Evangeliums, Joachim Wietzke, *Eine theologiegeschichtliche Regionalstudie zur Missionsbewegung in Schleswig-Holstein, Band 1: Von der Reformation bis zum Ende des 1. Weltkriegs. Erster Band der Reihe „Studien zur Geschichte der Mission und Ökumene im Bereich der Nordkirche“, Matthiesen Verlag Husum, 2017. Im Buchhandel erhältlich für 24,95€.*

Fotos: ZMÖ-Bildarchiv (2), R. Grützmann (1), C. Wenn (1)

Zwischen Abschied und Aufbruch

Auf der IX. Generalversammlung in Breklum wurde Dr. Christian Wollmann zum neuen Direktor gewählt

Claudia Ebeling

Mit einem Gottesdienst ist die Generalversammlung des *Zentrums für Mission und Ökumene* am 7. September in Breklum eröffnet worden. 73 Delegierte kamen zur 4. Tagung der IX. Generalversammlung zusammen. Auf der Tagesordnung stand unter anderem die Wahl eines neuen Direktors. Zum Auftakt der Tagung rief Landesbischof Gerhard Ulrich dazu auf, sich stärker für das friedliche Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Kulturen und Religionen einzusetzen. Das sei eine wichtige Zukunftsaufgabe, betonte er in seiner Predigt und fügte hinzu: „Der interreligiöse Dialog ist schwieriger geworden, weil er von vielen politischen Fragen – etwa der Politik in der Türkei oder der Menschenverachtung radikaler Islamisten – überlagert wird. Doch Populismus und Fremdenfeindlichkeit sind keine Antworten darauf." In den Prozess der interkulturellen Öffnung in der Nordkirche könne gerade das *Zentrum für Mission und Ökumene* viel einbringen an Erfahrung und Kompetenz, so Ulrich: „Das Zentrum organisiert die über dreißig Partnerschaften der Nordkirche zu anderen Kirchen weltweit. Damit bindet es die Nordkirche zugleich in ein Netzwerk von Christinnen und Christen auf der ganzen Welt ein. Dies tun ebenso all die Menschen, die sich in Partnerschafts- und Weltladen-Gruppen zu Themen wie Flucht, Migration und weltweite Ungerechtigkeit engagieren, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Freiwillige, die eine Zeit in Partnerkirchen verbringen und wertvolle interkulturelle Kompetenzen erwerben, um sie hier bei uns wieder einzubringen."

Direktor Dr. Klaus Schäfer wird am 2. Februar 2019 in einem Gottesdienst in der Christuskirche mit anschließendem Empfang in Hamburg-Othmarschen verabschiedet. Der Gottesdienst beginnt um 14:30 Uhr.

Bischof würdigt großes Engagement in der Ökumene-Arbeit

Zugleich äußerte der Landesbischof die Hoffnung, dass künftig mehr Jugendliche als bisher in der Generalversammlung und in anderen Gremien der Ökumene-Arbeit vertreten sein werden. Schon jetzt seien in der Partnerschaftsarbeit junge Leute auf der Suche nach neuen Formen des Engagements: „Dieses Paradigma braucht neue Visionen, vielleicht eine stärkere Orientierung an Themen." Für Ulrich, dessen Amtszeit als Landesbischof im März 2019 enden wird, ist es die letzte Generalversammlung, die er als Vorsitzender leitet. Rückblickend würdigte er das große Engagement Haupt- und Ehrenamtlicher in den vielfältigen ökumenischen Arbeitsbereichen in Kirchengemeinden, Diensten und Einrichtungen in der Nordkirche, in den Abteilungen des *Zentrums für Mission und Ökumene*, in der Generalversammlung und im Vorstand.

Im Mittelpunkt des folgenden Tages stand die Wahl eines neuen Direktors. Dr. Klaus Schäfer wird Ende Februar 2019 nach mehr als 13 Jahren aus Altersgründen ausscheiden. Gewählt wurde Pastor Dr. Christian Wollmann. Der 41-jährige ist noch Pastor der Kirchengemeinde Harksheide in Norderstedt. Ersten Kontakt zum *Zentrum für Mission und Ökumene* hatte er, als er im Auftrag des damaligen Nordelbischen Missionszentrums drei Jahre als Dozent für Christentum und Europäische Kultur am Religionsinstitut der staatlichen Universität im chinesischen Xi´an gelehrt und dabei den Kontakt zum Chinesischen Christenrat und zu christlichen Gemeinden in der Region gepflegt hatte. Bischof Gerhard Ulrich begrüßte den neuen Direktor herzlich: „Mit Christian Wollmann haben wir eine in Fragen der interkulturellen Theologie profilierte Person gewonnen, der auch gut in der Nordkirche verortet und vernetzt ist. Er gehört zur jüngeren Generation von Pastoren und Pastorinnen, der wir gern die Leitung dieses für die ökumenische Ausrichtung der Nordkirche wichtige Werk anvertrauen".

Fotos: C. Ebeling (1), C. Wenn (1), S. Roß (1), R.Grützmann (2)

Claudia Ebeling *ist Referentin für Presse-und Öffentlichkeitsarbeit im* Zentrum für Mission und Ökumene.

Nachrichten

Nachruf auf Dieter Bernard

Überraschend auch für diejenigen, die ihm besonders nahestanden, starb am 11. November 2018 Pastor Dieter Bernard im Alter von 76 Jahren in seinem Haus in Flensburg. Dieter Bernard konnte auf ein bewegtes Leben zurückblicken. Nach seinem Vikariat in Lübeck wurde Dieter Bernard Pastor in Flensburg-Mürwirk und war von 1982 bis 1984 in der Militärseelsorge in Flensburg, Glücksburg und Kiel tätig. Im selben Jahr wechselte er in das damalige Nordelbische Missionszentrum und arbeitete seit 1984 in Papua-Neuguinea, zunächst als Missionar in Ramu, Upper Ramu und am Sepik sowie von 1993 für zehn Jahre bis zu seinem Eintritt in den Ruhestand als Dozent am Seminar Ogelbeng bei Mount Hagen. Seinen Schlussbericht über seine Tätigkeit hatte er im Dezember 2003 mit folgenden Sätzen beschlossen: „Ich bin dankbar für die gute Kooperation mit den Christen Neuguineas; ich habe gern mit ihnen Gottes Wort verkündet." Vielen wird unvergesslich bleiben, wie begeistert und mitreißend er von seinen vielen Reisen und insbesondere auch von seiner Zeit in Papua-Neuguinea erzählen konnte. Und er tat dies so anschaulich und unter Erwähnung so vieler Details, dass mich seine Freude über seine auch über lange Jahre so frisch und lebendig gebliebenen Erinnerungen anstecken konnte. Dankbar werden viele Menschen in Papua-Neuguinea und in der Nordkirche Pastor Dieter Bernard und seine lange und engagierte Mitarbeit in Papua-Neuguinea in Erinnerung behalten.

Martin Haasler, Referent für Pazifik/ Papua-Neuguinea u. Partnerschaften

Engagiert für Demokratie und Versöhnung

Die Afrikareferentin des *Zentrums für Mission und Ökumene* **Pastorin Heike Spiegelberg** wurde am 23. November mit einem Gottesdienst in den Ruhestand verabschiedet. Sie hat das Referat, zu dem die Pflege und Koordination der Beziehungen zu den lutherischen Partnerkirchen in Tansania, Kenia, dem Kongo und Südafrika gehören, mehr als fünf Jahre lang geleitet. „Ökumene und Afrika" sind die wichtigen Säulen im Leben von Heike Spiegelberg. So hat sie vorher lange Zeit in Südafrika gelebt und gearbeitet, dort den Übergang von Apartheid zur Demokratie miterlebt und zuletzt als Pastorin in der Friedens- und Versöhnungsarbeit gewirkt. Als sie 1991 zum ersten Mal Südafrika besucht hatte, befand sich das Land in einem dramatischen Umbruch. Sie war beeindruckt von der Wahrheits- und Versöhnungskommission. Es waren Jahre, die „mich tief geprägt haben", erklärte Spiegelberg. „Versöhnung und Überwindung von Grenzen" sind für Heike Spiegelberg immer ein wichtiges Thema gewesen. Als sie 2001 nach Deutschland zurückkehrte, arbeitete sie drei Jahre im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), kam dann 2005 nach Hamburg, wo sie acht Jahre im Seemannspfarramt arbeitete. 2013 wechselte sie ins *Zentrum für Mission und Ökumene.* Der Direktor des Zentrums, Dr. Klaus Schäfer, würdigte sie: „Heike Spiegelberg war ein Glücksfall für das Afrika-Referat: Ihre Erfahrungen in Jahren des Umbruchs in Südafrika und ihr eigenes Engagement in den Demokratie- und Versöhnungsprozessen dort waren Grund und Quelle ihrer Vernetzungsarbeit mit Partnerkirchen auf dem afrikanischen Kontinent", so Schäfer. „Die Nordkirche, vor allem aber auch die afrikanischen Partner, haben ihrer von Nüchternheit, tiefer Solidarität und der Hoffnung und Begeisterung für Afrika geprägten Arbeit sehr viel zu verdanken".

(v.l.n.r.): Katharina Davis,Heike Spiegelberg

Neue Afrikareferentin

Die Nachfolge von Heike Spiegelberg tritt **Pastorin Katharina Davis** an, die derzeit an der Christuskirche in Hamburg-Othmarschen tätig ist. Katharina Davis beginnt am 1. Januar 2019 ihre Arbeit im Afrikareferat. „Katharina Davis bringt nicht nur Kenntnisse über Afrika mit, sondern eigene Erfahrungen in Kenia und Tansania, mit Forschungstätigkeiten in Kirchen dort und Kenntnis von Kisuaheli. „Wir freuen uns auf ihre Mitarbeit", betonte Dr. Klaus Schäfer.

Tatkräftiger Visionär

Am 30. Oktober ist **Oberkirchenrat Wolfgang Vogelmann** in der Hamburger Hauptkirche St. Katharinen verabschiedet worden. Zuletzt leitete er als Dezernent bis zu seinem Ruhestand das Dezernat Mission, Ökumene, Diakonie im Landeskirchenamt der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland und war seit Februar 2016 zugleich dessen Theologischer Vizepräsident. Bischof Ulrich würdigte Vogelmann als einen, „der den Menschen zugewandt lebt und sucht, wie ihnen und uns allen Recht und Gerechtigkeit erfahrbar und glaubbar werden." Auch beim Engagement für die Partnerschaft zwischen Nordkirche und Lettischer Kirche, habe er sich auf die Seite derer gestellt „die geschwächt und ausgegrenzt wurden." Ulrich erinnerte an einige Stationen im Wirken Wolfgang Vogelmanns. Die Wendezeit erlebte dieser als Leiter der Evangelischen Akademie Nordelbiens in Bad Segeberg. In seine Zeit

Oberkirchenrat Wolfgang Vogelmann

Veranstaltungen Service

als Ökumenebeauftragter der Nordelbischen Kirche fielen die Bildung des Interreligiösen Rates, die Etablierung des „Religionsunterrichts für alle“ sowie die Fortbildung afrikanischer Pastorinnen und Pastoren. Als Dezernent für Mission, Ökumene, Entwicklungsdienst und Diakonie im Nordelbischen Landeskirchenamt in Kiel gehörte ab 2004 die Entwicklung einer neuen Ökumene-Struktur ebenso zu seinen Aufgaben wie die Verhandlungen zur Nordkirchen-Fusion. Auch der Aufbau des Christian-Jensen-Kollegs in Breklum fiel in diesen Zeitraum. Prof. Dr. Peter Unruh, Präsident des Landeskirchenamtes der Nordkirche, würdigte die Verdienste Wolfgang Vogelmanns: „Die Nordkirche insgesamt und das Landeskirchenamt verlieren einen tatkräftigen Visionär.“

Neuer Referent für Christlich-Islamischen Dialog

Dr. Sönke Lorberg-Fehring

Dr. Sönke Lorberg-Fehring wird neuer Beauftragter der Nordkirche für Christlich-Islamischen Dialog im *Zentrum für Mission und Ökumene*. Der 48-jährige ist derzeit Studienleiter mit dem Schwerpunkt Interkulturelle Seelsorge an der Missionsakademie, Hamburg. Dabei verbindet er sein Interesse an Theologie, Pädagogik und Seelsorge. Zudem ist er Lehrbeauftragter für Seelsorge an der Hamburger Fachhochschule des Rauhen Hauses und an der Universität Hamburg im Fachgebiet Mission, Ökumene, Religion. Lorberg-Fehring hat in Hamburg, Århus und Marburg Evangelische Theologie, Erziehungswissenschaft, Philosophie und Germanistik studiert. Als Gemeindepastor war er in Lübeck tätig. Berufsbegleitend hat er sich zum Psychodramatiker und Supervisor weitergebildet. Auch diese Erfahrungen möchte der vielseitige Theologe in die interreligiöse Arbeit einbringen.
Ab 1. Januar 2019 wird Sönke Lorberg-Fehring seine Arbeit im *Zentrum für Mission und Ökumene* aufnehmen.

Janna Heuer

Neue Bildungsreferentin

Janna Heuer ist neue Bildungsreferentin im Referat Stipendien- und Freiwilligenprogramme. Dort übernimmt die 32-Jährige die Leitung und konzeptionelle Gestaltung der Vorbereitungsseminare für das Nord-Süd-Freiwilligenprogramm, für die Programme *weltwärts* und *Der andere Blick*, und betreut die Rückkehrendenarbeit. Die gebürtige Hamburgerin hat ein Studium in Spanisch, Politikwissenschaften und Lateinamerikastudien absolviert und war zuletzt Programmkoordinatorin bei AFS Interkulturelle Begegnungen e.V. im Bereich Schüleraustausch. Sie freue sich schon auf die Arbeit. „Mir macht entwicklungspolitische Bildungsarbeit sehr viel Spaß und ich bin gespannt darauf, die engagierten Freiwilligen auf ihrem Weg zu begleiten und ihnen dabei zu helfen, sich gut auf die Erfahrungen und Herausforderungen eines Freiwilligendienstes im globalen Süden vorzubereiten“, erklärte Janna Heuer.

Film über die Bausoldaten

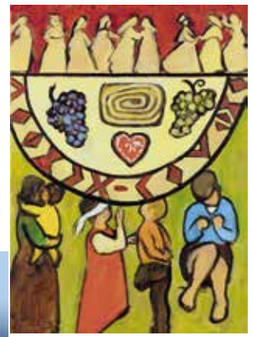
Unter dem Motto „Schwerter zu Spaten – Bausoldaten in der DDR“ hat das *Zentrum für Mission und Ökumene* einen Film unter gleichnamigem Titel und ein Materialheft zur Geschichte der Bausoldaten herausgegeben. „Die Bausoldaten waren eine Ermutigung zu couragiertem Handeln und zur Gewissensentscheidung“, betont Anne Freudenberg, Referentin für Theologie und Nachhaltigkeit im *Zentrum für Mission und Ökumene*, die den Film und das Begleitheft maßgeblich entwickelt hat. Vor mehr als 50 Jahren wurden die ersten Bausoldaten rekrutiert. Dieser Dienst war in der DDR die einzige legale Möglichkeit der Waffendienstverweigerung. Sie wurden zu Bautätigkeiten eingesetzt, zunächst an militärischen Vorhaben, später auch für Zivilobjekte. Die meisten Bausoldaten sahen sich selbst als Mahner für Friedensdienst und demokratische Entwicklung.
Kostenfreier Bezug des Materials: Anne Freudenberg, Tel. 040 881 81 243, Mail: a.freudenberg@nordkirche-weltweit.de

Judika 2019

Unter dem Motto „Auf dem Weg – Gerechtigkeit und Schöpfung“ lädt die Nordkirche alle Gemeinden am **7. April 2019** zu einem Themengottesdienst ein. Dazu ist auch in diesem Jahr ein Materialheft erschienen, das mit Reflektionen, Gebeten, Gottesdienstbausteinen, Andachten und Liedern Anregungen für den Gottesdienst, die Jugendarbeit, Gemeindegruppen oder Einzelgespräche bietet. Ergänzend zum Materialheft gibt es Studientage für kirchliche Akteure an drei Orten. Prof. Dr. Andreas Benk wird dort jeweils einen Vortrag halten. Er befasst sich mit dem Thema „Schöpfung – eine Vision von Gerechtigkeit. Was niemals war, doch möglich ist“.
Infos und Anmeldung zu den Studientagen am 13., 14. und 15. Februar 2019: Umweltbüro der Nordkirche, Katharina Großheim, Tel. 040 81901 6 79, katharina.grossheim@umwelt.nordkirche.de
Materialien erhältlich **ab Januar 2019** über judika@nordkirche-weltweit.de. Download unter www.sonntag-judika.de

Weltgebetstag

Slowenien steht im Mittelpunkt des diesjährigen Weltgebetstages (WGT) der Frauen, den Frauen aus



aller Welt am **1. März 2019** feiern. Er steht unter dem Motto „Kommt, alles ist bereit“. Frauen aus Slowenien haben die Gottesdienstordnung verfasst und geben Einblick in ihren Alltag. Mehr als die Hälfte der Menschen in diesem kleinen Land sind christlich. Erst 1991 wurde Slowenien zu einem unabhängigen Nationalstaat. Internationale Handelswege führten schon immer durch die Region zwischen östlichem Alpenrand und Balkan. So ist Slowenien bis heute ein europäischer Mittler zwischen Nord und Süd, Ost und West. Zur Vorbereitung gibt es auch in diesem Jahr wieder zahlreiche ökumenische Werkstätten, bei denen sich Frauen aller Konfessionen informieren und austauschen können.
Info: u.gerstner@kirche-hamburg-ost.de, www.weltgebetstag.de,
Material: bestellung@eine-welt-shop.de

„Workbook Mission“

Das „Workbook Mission“ der Nordkirche steht im Mittelpunkt des **Studientages** am **25. März 2019** in der Missionsakademie der Universität Hamburg. Oberkirchenrat Mathias Lenz wird über Grundzüge, Inhalt und Entstehung des „Workbook Mission“ informieren. Daran schließt sich eine Kritische Würdigung des „Workbook Mission“ von Prof. Dr. Wilhelm Richebächer an. Darauf folgen Statements zum Thema „Mission Impossible“ von Dr. Uta Andrée, zur „Mission Dei“ von Christoph Anders, zum Thema „Dialog und Mission“ von Hanna Lehming, zu „Mission und Gemeinde“ von Birgit Dierks sowie zum Thema Pluralistische Religionstheologie versus Mission? von PD Dr. Jörg Herrmann. In Arbeitsgruppen können die Themen mit den Impulsgebenden vertieft werden. Durch den Tag führt Dr. Sönke Lorberg-Fehring.
Info und Anmeldung: Missionsakademie, Tel. 040 823161-0, E-Mail: info@missionsakademie.de
Anmeldeschluss 11. März 2019
Kosten: 15 Euro

47 557 Euro Spenden für Nordirak

Durch die **Konfirmandenaktion 2018** sind bis Ende November 47 557 Euro an Spenden und Kollekten für Christinnen und Christen im Irak zusammen gekommen. Zur Veranschaulichung der Situation von in den Nordirak geflüchteten Christen hatte die 13-jährige Nour über ihre Situation berichtet. Im Juli hat Mittelostreferentin, Pastorin Hanna Lehming, Nour und ihre Mutter in Irakisch-Kurdistan besucht. Beide wohnen noch immer in einem Container im Flüchtlingscamp. Nours Vater ist während der Flucht gestorben. Ihre Mutter hat im Iranisch-Irakischen Krieg (1980-88) ein Auge verloren. Sie kann daher nur kleinere Arbeiten erledigen. Vom Staat gibt es keine Hilfe für die Flüchtlinge. Die einzige Unterstützung erhalten Nour, ihr Bruder und ihre Mutter bisher von entfernteren Verwandten. Nach Mossul können sie derzeit nicht zurück. Dort ist es zu unsicher. Das Hilfswerk CAPNI hat daher entschieden, Nour, ihre Mutter, ihren Bruder sowie zwei weitere notleidende Familien regelmäßig mit Lebensmitteln und dem Nötigsten zu unterstützen.

Entwicklung – Ökumene – Weltverantwortung. 50 Jahre Kirchlicher Entwicklungsdienst

Im vergangenen Jahr waren „die 1968er“ öfter Thema in den Medien. Auch die evangelischen Kirchen haben ihr 1968 – das weniger spektakulär, aber nachhaltiger war. Davon handelt dieses Buch zu fünfzig Jahren Kirchlicher Entwicklungsdienst (KED). Das Buch versteht sich vor allem als Werkstattbericht kirchlicher Entwicklungsarbeit. Dabei stehen vier Themen im Mittelpunkt: In vielen Beiträgen geht es um die Sustainable Development Goals und darum, wie ein grundlegender Bewusstseinswandel erreicht werden kann. Hier ist es Aufgabe des KED, Lernprozesse und Bildungsprogramme anzuregen und zu begleiten, damit der notwendige Bewusstseinswandel gelingen kann.
Ein anderes großes Thema ist der Dialog. Dazu gehören Partnerdialoge, durch die die kirchliche Entwicklungsarbeit neu ausgerichtet werden kann sowie entwicklungspolitische Dialoge, in denen sich Menschenrechtsarbeit und kirchliche Partnerschaftsarbeit verknüpfen lassen. Dazu gehören aber auch Politikdialoge, in denen Kirchen mit anderen Akteuren der Zivilgesellschaft wirksam werden.
In einem sich stets verändernden gesellschaftlichen Kontext ist der KED herausgefordert, auf globale, politische, gesellschaftliche Veränderungen und Anfragen zu reagieren und sich neu auszurichten. Auch hierzu gibt es im Buch zahlreiche Anregungen.
Viele Beiträge thematisieren auch die Vernetzung zwischen den Menschen im globalen Süden und den Menschen hier, die sich für einen gesellschaftlichen Wandel einsetzen. Grundlage ist die Einbettung der Arbeit in die ökumenischen Beziehungen. Der KED versteht sich als innerkirchliche Stimme, die andere dazu ermutigt, sich für eine globale, gerechte und nachhaltige Entwicklung zu engagieren. Auch dazu lädt das Buch ein.

Ulrike Plautz

Entwicklung – Ökumene – Weltverantwortung, 50 Jahre Kirchlicher Entwicklungsdienst, *Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2018, ISBN 978-3-374-05777-1, 244 Seiten, 35 Euro*

Hinweis zur Postzustellung:
Leider ist es bei den letzten Ausgaben in mehreren Fällen zu teils erheblichen Zeitverzögerungen bei der Zustellung der Zeitschrift gekommen. Auch wenn die Zustellung nicht in unserer Hand liegt, bitten wir dies zu entschuldigen.

Fotos: Fotowerker Ganzer & Berg (1), C. Wenn (1), Weltgebetstag der frauen – Deutsches Komitee e. V.

Mehr Veranstaltungshinweise finden Sie auf www.nordkirche-weltweit.de

Die nächste Ausgabe
erscheint
am 1. März 2019

FSC
www.fsc.org
MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C095223

KLIMANEUTRAL

Unser aktuelles Projekt im Mittleren Osten

Christen im Irak – die Hoffnung stärken

Flüchtlinge in einem Lager in Irakisch-Kurdistan, die unter anderem von CAPNI betreut werden.

Mehr als eine Million Christen lebten 2003 im Irak. Heute sind es noch etwa 250.000. Die meisten von ihnen, wie auch Eziden und andere bedrohte Minderheiten, mussten im Sommer 2014 vor den Terroristen des „IS“ in die Autonome Region Kurdistan im Nordirak fliehen. Die christliche Hilfsorganisation CAPNI (Christian Aid Program Northern Iraq) war sofort mit Überlebenshilfe für die Flüchtlinge zur Stelle: Lebensmittel, Matratzen, Medizinische Hilfe.

Die aktuelle Not ist gelindert, obwohl nicht alle Flüchtlinge in ihre Heimat zurückkehren können. Viele Häuser sind noch zerstört und unbewohnbar. Manche Regionen sind für Eziden oder Christen so unsicher, dass sie auf absehbare Zeit nicht mehr dort leben können. Daher ist auch Hilfe zum Überleben nach wie vor nötig. CAPNI unterhält eine mobile Apotheke, unterstützt arme Flüchtlinge, besonders alleinstehende Frauen mit Kindern, und unterhält Kindergärten in den Flüchtlingscamps.

Mit Hilfe vom Zentrum für Mission und Ökumene *beteiligt sich CAPNI am Wiederaufbau von Häusern. Die Menschen brauchen eine begründete Hoffnung, dass sie in Irakisch-Kurdistan sicher sind und sich eine Lebensperspektive aufbauen können. Dazu gehören auch Arbeitsmöglichkeiten. Die Hilfsorganisation vergibt daher Kleinkredite zur Existenzgründung und hat Kurse zur beruflichen Fortbildung eingerichtet. Mit Bildungsprogrammen besonders unter jungen Leuten wirbt CAPNI für den Aufbau einer Zivilgesellschaft, in der die Rechte von Minderheiten anerkannt werden. Mit Ihrer Spende können Sie dazu beitragen, den irakischen Christen eine Perspektive zu geben.*

Spendenkonto des Zentrums für Mission und Ökumene:
IBAN: DE77 5206 0410 0000 111 333
BIC: GENODEF1EK1 Evangelische Bank
Projekt 4500 Christen im Irak

Foto: H. Lehming, Titel: L. Howaldt